



KREISMUSEUM
OBERHAVEL 
im Schloss Oranienburg

Sonderausstellung

sagenhaftes oberhavel
Legende und Wirklichkeit

Alle Sagen im Überblick

Willkommen im Kreismuseum Oberhavel!

Die Sonderausstellung „Sagenhaftes Oberhavel – Legende und Wirklichkeit“ vereint historische Sagen und aktuelle Landschaftsfotografie auf sehr interessante Weise miteinander. Dabei wird zu jeder Kommune Oberhavels stellvertretend eine Sage präsentiert und die Landschaft der Region mit Fotografien zauberhaft in Szene gesetzt.

Die Auswahl der präsentierten Sagen erfolgte nach dem Inhalt, um Ihnen als Besucher einen Einblick in die Vielfalt der Sagenwelt zu geben. In den aufgeführten Quellen sind weitere Sagen zu finden. Sie berichten in unterschiedlicher Länge über Orte die „nicht geheuer“ waren, Trolle, Kobolde oder Hexen.

Für diese Broschüre wurden Sagen der Region des heutigen Landkreises Oberhavel zusammengefasst. Das Kreismuseum lädt Sie zum Verweilen ein. Nehmen Sie sich ein wenig Zeit und tauchen Sie in die Oberhaveler Sagenwelt ein.

Folgende Quellen wurden für die Sonderausstellung „Sagenhaftes Oberhavel - Legende und Wirklichkeit“ sowie diese Broschüre genutzt:

Rehberg, Max
„Aus dem Sagenschatz der Heimat“
Oranienburg, 1923

„Sagen aus dem Bezirk Potsdam“
Potsdam, 1989

Kruggel, Hans-Dietrich
„Eine Sammlung von Sagen aus dem Kreis Oranienburg“
nicht veröffentlicht

„Heimat und Welt“ 1925 - 1943,
Beilage des Niederbarnimer Kreisblattes

Hans Biereigel
„Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“
Erfurt, 2010

Bärenklau

Der nackte Schäfer von Bärenklau

Es soll im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts gewesen sein, als es zwischen dem Amt Bärenklau und den Bauern von Vehlefanzen zu einem gerichtlichen Streit kam. Zu dieser Zeit gab es im Bereich der Domäne Bärenklau eine ausgedehnte Schafzucht. Das Amt hatte vom König das Recht erhalten, an allen Tagen der Woche auf den Feldmarken der umliegenden Dörfer ihre Schafe weiden zu lassen. Doch der schlitzäugige Schäfer von Bärenklau suchte mit Vorliebe die Weiden auf, die ihm und seinen Schafen am nächsten gelegen waren. Das waren auch die Bauernwiesen von Vehlefanzen, die jedoch nicht zur Weideberechtigung des Amtes Bärenklau gehörten.

Alle Beschwerden der Bauern von Vehlefanzen an den Bärenklauer Amtmann verliefen im Sande. Eines Tages reichte es den Vehlefanzen Bauern. Mit Knüppeln und Dreschflegeln bewaffnet, fast wie in einem Bauernkrieg, überraschten sie den Schäfer, der mit seiner Herde wieder einmal auf ihrem Eigentum weidete. Sie verprügelten ihn, zogen ihm die Hosen aus und ließen ihn nackt stehen. Seine Schafe trieben sie nach Bärenklau zurück.

Selbst diese Art der Selbsthilfe brachte keine Änderung. Der Amtmann von Bärenklau verteidigte sein „Recht“, dort weiden zu lassen, wo er wollte. Nun wandten sich die Bauern an den König, sie baten um Gerechtigkeit für sich und um die Schonung ihres Eigentums. Der König nahm Rücksprache mit dem Amtmann von Bärenklau. Und das Ergebnis lautete: Die Beschwerde wird zurückgewiesen. So blieb alles beim Alten. Oder ist diese kleine Geschichte nur eine Sage?

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt, 2010

Barsdorf

Der Kronleuchter in der Barsdorfer Kirche

Spätherbst war's. Der Sturmwind knarrte und knackte in den Ästen der Küstern und Pappeln. Inmitten der einsamen Dorfgehöfte erschien im Dämmerlichte von der Zühlsdorfer Düne her ein erregter Hirsch. Ein des Weges dahingehender Einwohner musste im Kampfe mit dem verschlagenen und gereizten Tier sein Leben lassen. Der stattliche Zwölfender flüchtete in die damals bis in die späten Abendstunden offenstehende Kirche, als er von aufgebrachten Nachbarn verfolgt wurde. Hier brachte man ihn zur Strecke. Geschickte Hände schufen aus dem prächtigen Geweih den eigenartigen Kronleuchter, der bereits über 400 Jahre das Barsdorfer Gotteshaus schmückt.

Quelle: Max Rehberg, „Aus dem Sagenschatz der Heimat“, Oranienburg, 1923

Beetz

Die betrunkenen Gänse

Vor den Häusern am Beetzer See graste eine Herde. Da kam des Weges eine Bäuerin, die einen Eimer voll Braunbier trug. Als sie einer Nachbarin begegnete, kam sie mit dieser in ein Gespräch und stellte derweil den schweren Eimer hinter sich. Sie bemerkte nicht, dass sich die Gänse dem Eimer näherten. Der alte Gänserich war der erste, der sich über den Eimer beugte und schnatterte: „Dat riecht jut! Dat riecht jut!“ Dann tunkte er kräftig seinen Schnabel in die dunkle Brühe und rief entzückt: „Is bäter as Water! Is bäter as Water!“ Das war ein Zeichen für die anderen Gänse, gleichfalls von dem köstlichen Nass zu naschen.

Endlich bemerkte die Bäuerin die ungebetenen Trinker und schrie erbost: „Olle Supsäcke!“ Als sie wütend auf die Tiere zu rannte, ergriffen diese torkelnd die Flucht nach dem See und sprangen in die Fluten. Von dort aus schnatterten sie höhnisch zurück: „Dat hat jeschmeckt! Dat hat jeschmeckt!“

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“, entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Spuk auf der Kreuzung

In früheren Jahrhunderten soll es am Kreuzweg am ehemaligen Gut Beetz-Ludwigsau-Stegenweg-Wall gespukt haben. Wie die Sage berichtet, kamen die Geister vom Friedhof des Ortes und sollen sich besonders gern an Kreuzungen aufgehalten haben. Sie waren allerdings, wie es sich für Gespenster gehört, immer nur um die Mitternachtsstunde zusehen. Doch um diese Zeit schliefen die meisten der Beetzer Bewohner und die, die noch wach waren, hatten wiederum Angst.

Auch Hexen, so erzählt man, trieben im Dorf ihr Unwesen. Nicht wenige Einwohner glaubten daran. Besonders in der Zeit um den Weihnachtsabend sollen die Hexen aktiv geworden sein. Einige Beetzer Familien, so wird berichtet, hielten deshalb besonders am Heiligen Abend die Stalltüren fest verschlossen und malten Kreuze an die Türen und Balken, damit keine Hexe in den Stall eindringen konnte.

Ein Bauer, so wird erzählt, ließ einst am Holzbackofen eine Schaufel stehen, es fiel ihm aber erst dann auf, als es schon dunkelte. Schnell eilte er deshalb zum Backofen zurück; wie er aber unterwegs war, begann das Abendläuten. Er erschrak, denn nach dem Läuten bekamen die bösen Hexen die Gewalt, nämlich jemanden zu ärgern und allerhand Schabernack zu treiben. Als er beim Ofen ankam, war die Schaufel nicht mehr da; in der Luft brauste es und von der alten Linde her rumorte es. Hinter dem Backofen hervor glotzte ihn eine Eule an.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt, 2010

Bergfelde

Die ertrunkenen Kupferpfennige

Bei Bergfelde liegen der kleine und der große Rotpfuhl. Früher waren diese Pfuhle ein einziges großes Gewässer. Eines Nachts wollte ein Angler gerade mit seinem Kahn vom Ufer abfahren, um beim Vollmondschein in der Mitte des Gewässers zu angeln, als plötzlich vor ihm ein fremder Mann stand, der ihn aufforderte, ihn an das andere Ufer zu fahren. Als Belohnung bot er dem Angler einen schweren Sack mit Kupferpfennigen an, den er auf dem Rücken trug. Der Angler ahnte, dass der fremde Mann der Teufel war, und getraute sich deshalb nicht, ihm die Überfahrt zu verweigern. Als aber mitten auf dem Pfuhl der Kahn langsam immer tiefer sank und schon die ersten Wassermengen in ihn hineinflossen, warf der Angler voller Angst den schweren Sack mit den Kupfermünzen über Bord. Im selben Moment war der Teufel verschwunden, und der Kahn hob sich wieder in die Höhe. Wohlbehalten erreichte der Angler wieder das Ufer. Aber durch das versenkte Kupfergeld ist das Wasser der beiden Pfuhle noch heute rotbraun gefärbt. Daher stammt die Bezeichnung „Rotpfuhle“

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Börnicke

Hexen

Der Glaube an die Hexen war früher weit verbreitet, und heute hört man noch manchmal, wenn auch meist in spöttisch ablehnender Form, irgendeine Hexengeschichte. Fast alle Frauen, die eine helle Stimme oder rote Augen haben, sind Hexen. Sobald ein Kind fortwährend kränkelt, sobald die Kühe rote Milch geben oder trocken stehen, sobald Pferde lahmen oder eine Seuche unter den Haustieren ausbricht, war bestimmt eine Hexe dabei im Spiele. Nachts verwandeln sich die Hexen oft in graue Katzen. Daher stammt auch der Ausdruck: „Falsch wie eine Katze!“ Mit ihrem Herrn, dem Teufel, stehen sie in enger Verbindung. Sie feiern in der Walpurgisnacht ein großes Fest. Dann reiten sie auf einem Besen durch die Lüfte zum Blocksberg hin, wo sie wilde Tänze aufführen. In Börnicke wurden am Heiligen Abend vor Weihnachten alle Gerätschaften und Geschirre, die bei den Backöfen standen, nach Hause getragen, weil sonst die Hexen damit nach dem Blocksberg fahren. Ein Bauer hatte einst seine Schaufel stehen lassen, und dies fiel ihm erst ein, als es schon dunkelte. Schnell eilte er zum Backofen, aber wie er noch unterwegs war, begann das Abendläuten. Er erschrak; denn nach dem Läuten bekommen die Hexen Gewalt, um Schaden anzurichten und Schabernack zu treiben. Als er beim Ofen ankam, war seine Schaufel nicht mehr da. In der Luft aber brauste und rumorte es, und von der alten Linde hinter dem Backofen glotzte ihn eine Eule an.

Anmerkung: Das eigentliche Hexenzeitalter begann um die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts und forderte bekanntlich den Tod ungezählter unschuldiger Frauen.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Bötzow

Der bestrafte Schmied

An der Stelle, wo sich die heutige Schule des Dorfes Bötzow befindet, stand früher eine Schmiede. Der Schmiedemeister war ein robuster Kerl, der sich vor Tod und Teufel nicht fürchtete. Er prahlte mit seiner Stärke und fluchte mordsmäßig bei jeder Gelegenheit. Eines Nachts zog ein fürchterliches Gewitter über den Ort; die Blitze zuckten und der Donner krachte. Alle Leute verkrochen sich in die verborgensten Winkel ihres Hauses, nur der Schmied stand unten in der offenen Haustür und spottete über das Gewitter. Da schlug ein Blitz in das Haus ein, das sofort Feuer fing und niederbrannte. Als das Gewitter vorüber war, fanden die herbeieilenden Bewohner die verkohlte Leiche des Schmiedes neben den rauchenden Trümmern.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Der Reiter ohne Kopf

Zwischen Marwitz und Bötzow liegen der Königssee und der Malersee, zwei versumpfte kleine Gewässer. Dort ist es nächtens nicht geheuer. Vorübergehende bemerken des Öfteren ein kopfloses Gespenst, das seinen Schädel in der Hand hält und auf einem weißen Ross reitet. Es soll sich bei dem Geist um einen schwedischen Oberst handeln, der im 30-jährigen Kriege hier ertrank. Irgendeinen Schaden hat der ruhelose Oberst glücklicherweise noch nicht angerichtet.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Das Sterbehemd

Eine Großmutter aus Bötzow nähte, obgleich sie noch gesund und rüstig war, eifrig an ihrem Sterbehemd. Es war ein gut gearbeitetes, kostbares Stück mit Schleifen und Spitzen, das sie sich angefertigt hatte. Als sie dann hoch betagt starb, wollten die Angehörigen der Toten ihr das wertvolle Stück nicht anziehen, weil es ihnen zu schade war. Sie bekleideten sie deshalb mit einem alten Hemd. So lag sie aufgebahrt im Nebenzimmer. In der Nacht wurden die Angehörigen durch ein Geräusch geweckt. Sie sahen draußen im Mondschein eine weiße Taube am Fenster sitzen, welche mit den Flügeln an die Scheiben schlug und gurrte: „Ich flickte und nähte von früh bis späte. Ich saß und spann, und kriege doch mein Hemd nicht an!“ Da erschrakten die Angehörigen, begaben sich schnell in das Totenzimmer, zogen der Leiche das alte Hemd aus und das selbst gefertigte an. Die alte Großmutter wurde am folgenden Tage begraben. Die weiße Taube ließ sich nicht mehr blicken.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Der Brandstifter Neumann

Ende des 18. Jahrhunderts wohnte in Bötzow in der Nähe des Dorfpfuhls ein Bauer Neumann. Als seine Frau starb, heiratete er bald von Neuem. Seine zweite Frau war noch sehr jung und stand mit seinem Sohn im gleichen Alter. Zwischen dem Sohn und der Stiefmutter entspann sich ein Liebesverhältnis, und als der Alte starb, beabsichtigte der Sohn, seine Stiefmutter zu heiraten. Der damalige Pastor Künzel bezeichnete dies jedoch als Blutschande und weigerte sich, die Trauung zu vollziehen.

Aus Rache darüber legte Neumann an das Pfarrhaus und das Amtshaus Feuer, wurde jedoch dabei ertappt und verhaftet. Er wurde vorerst in das dortige Amtsgefängnis gesperrt, das sich damals auf dem Hofe des Gutes befand. Er entwich jedoch hier und steckte nun aus Wut den Stall des Pfarrers an. Dabei kam ein Knecht um, der gerade im Stall schlief. Ferner zersägte Neumann die Ackergeräte des Pfarrers, die damals noch alle aus Holz bestanden. Darauf floh er und versteckte sich im Bötzower Teerofen, wo er von der Stiefmutter, die schon ein Kind von ihm im Leibe trug, mit Lebensmitteln versehen wurde.

Als man ihn endlich wieder ergriffen hatte, wurde er in Ketten gelegt und in das Amtsgefängnis zurückgebracht und von dem damaligen Amtmann Kochius wegen wiederholter vorsätzlicher Brandstiftung und Tötung des Knechtes zum Tode durch Enthauptung und Verbrennung seiner Leiche verurteilt. Der Verurteilte wurde durch den Scharfrichter und den Dorfgeistlichen zur Richtstätte geführt, die sich in den Kossätenfichten befand.

Es war an einem trüben, regnerischen Tage des Jahres 1777 vor Sonnenaufgang. Als der Kopf in den Sand rollte, sprengte plötzlich von Wansdorf ein Bauer zu Pferde daher, nahm stillschweigend aus der Hand des Scharfrichters ein mit dem Blut des Gerichteten gefülltes Gefäß, leerte es in einem Zug und jagte mit seinem Pferde wieder davon.

Nach altem Volksglauben ist bekanntlich das Blut von hingerichteten Personen ein bewährtes Heil- und Zaubermittel, und so wollte sich dieser Wansdorfer Bauer von Krämpfen befreien, an denen er litt. Auf einem vorher errichteten Scheiterhaufen wurden dann der Kopf und die Leiche verbrannt.

Noch heute geht die Sage, dass der Enthauptete um Mitternacht mit dem Kopfe unter dem Arme umherspukt. Wenn im Sommer die Bötzower in den Krämer gingen, um Heidelbeeren zu sammeln, so warfen sie einen grünen Zweig auf die Richtstätte. Dieser Brauch erhielt sich bis um das Jahr 1860.

Spuk um die Mitternachtsstunde

Schon seit mehreren Generationen wird die nachfolgende Begebenheit immer wieder aufs Neue überliefert.

Ende des 18. Jahrhunderts soll in Bötzow, dem früheren Cotzeband, ein Bauer namens Neumann gewohnt haben. Nach dem Tode seiner Frau suchte er sich bald darauf eine Jüngere, die er auch heiratete. Diese neue, hübsche, junge Frau war so alt wie sein Sohn. Kurz nach der Hochzeit verstarb der Bauer. Es ging das Gerücht um, dass das etwas mit der jüngeren Frau zu tun hatte.

Bald darauf waren die Bewohner von Bötzow schockiert über das, was sie aus dem Hause Neumann vernahmen. Neumann Junior, der Sohn des Verstorbenen, wollte seine Stiefmutter heiraten. Doch der damalige Pfarrer bezeichnete dies als Blutschande und weigerte sich die Trauung vorzunehmen. Aus Rache darüber legte Neumann Jun. am Pfarr- und Amtshaus Feuer. Es gelang jedoch, es rechtzeitig zu löschen. Neumann wurde verhaftet und in das Gefängnis des Bötzower Amtes geworfen.

Neumann aber überwältigte seinen Wächter und floh. Auf der Flucht steckte er den Stall des Pfarrers an und demolierte weitere Gerätschaften des Pfarrers. Im Feuer soll ein Knecht ums Leben gekommen sein. Danach versteckte er sich im Bötzower Teerofen. Nach kurzer Zeit wurde er gefunden und zurück ins Gefängnis gebracht. Aufgrund der erdrückenden Beweislage folgte ein kurzer Prozess. Oberamtmann Cochius, als oberster Richter des Amtsbezirkes Bötzow, verurteilte Neumann wegen wiederholter vorsätzlicher Brandstiftung und Tötung eines Knechts zum Tode durch Enthaupten.

Der Verurteilte wurde vom Pastor, vom Küster sowie von der Schuljugend des Ortes zur Richtstätte geführt. Diese war an der Weggabelung an den Kossäthen-Fichten errichtet worden. Fast das gesamte Dorf hatte sich hier versammelt, um der Hinrichtung beizuwohnen. Der Scharfrichter trat in Aktion und als der Kopf in den Sand rollte, da sprengte plötzlich ein Reiter aus Wansdorf mit seinem Pferde daher. Er riss dem Scharfrichter das Gefäß mit dem Blut des Hingerichteten aus der Hand, trank es in einem Zuge aus und sprengte wieder davon. Wie es hieß, sei das frische Blut von Hingerichteten in der Hexenküche ein beliebter Heiltrank. Atemlos schaute die Menge zu.

Später wurde der Leichnam auf einem zuvor errichteten Scheiterhaufen verbrannt. Der Sage nach soll der Enthauptete danach viele Jahre lang immer um Mitternacht bei den Kossäthen-Fichten mit dem Kopf unterm Arm umhergespukt sein. Wenn Bötzower auf Beerensuche gingen, warfen sie einen grünen Zweig auf die ehemalige Richtstätte. Man wollte dem Geist des Enthaupteten nicht begegnen. In heutiger Zeit soll das nicht mehr so sein. Oder doch?

Borgsdorf

Der „olle Schulte“

Der alte Bauer Rodewald war fast ein halbes Jahrhundert Dorfschulze in Borgsdorf und verwaltete sein Amt zu Zufriedenheit aller Einwohner. Er wurde von diesen respektvoll der „olle Schulte“ genannt, weil er trotz seiner Grobheit ein mitfühlendes Herz für alle hatte. Ein Versprechen mit Handschlag war ihm wertvoller als eine schriftliche Abmachung. Oft legte Rodewald die fälligen Steuerzahlungen für die Bauern aus und forderte den Schuldner dann bei passender Gelegenheit auf: „Et is all widder so wiet, jo moeten betoalen!“

Eines Tages war unvorhergesehene Kassenrevision im Schulzenamt, und der Kassenrevisor schnüffelte eifrig in den Papieren und Kassenzetteln umher, während der alte Rodewald seelenruhig zusah. Übrigens war dieser über den Besuch stark verärgert, weil er gerade in der arbeitsreichen Erntezeit erfolgte. Rodewald nahm aus der Kasse einen Geldbeutel heraus und warf ihn mit den Worten auf den Tisch: „Zählen Sie nach und nehmen Sie sich, was Sie brauchen!“ Der Revisor stellte fest, dass in dem Beutel 478 Mark zu viel vorhanden waren und wollte diesen überschüssigen Betrag beschlagnahmen. Aber da kam er bei Rodewald schlecht an: „Versuchen Sie es mal, und Sie kommen nicht lebend aus dieser Stube!“, schrie er und legte drohend seinen knorrigen Spazierknüppel neben sich. Der Beamte wagte keinen Widerspruch mehr und gab dem Schulzen das überzählige Geld zurück. Es handelte sich übrigens um Rodewalds Privatgelder, die sich zwischen den Steuergeldern befanden.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Der erschossene Förster

Mitten in der großen Borgsdorfer Forst hing früher an einem Kiefernstamm eine Holztafel, die davon Kunde gab, dass an dieser Stelle ein Förster von einem Wilddieb erschossen wurde. Jeder Jäger, der an dem Grabe vorüberging, legte zu Ehren des toten Kameraden einen Fichten- oder Kiefernast auf das Grab, so dass allmählich ein ansehnlicher Haufen entstand. Er wurde, wenn die Zweige vertrocknet waren, weggeräumt, er erneuerte sich aber immer wieder.

Anmerkung: Die Sitte des Zweigelegens auf die Gräber ermordeter Jäger ist uralte und noch überall mehr oder weniger in den deutschen Ländern verbreitet. Sie geht auf die heidnische Vorzeit zurück. In einigen Gegenden Tirols glaubt man, dass durch das Aufhäufen von Zweigen verhindert wird, dass der Tote wieder aus seinem Grabe aufsteige und als Gespenst umhergehe. Sicherlich liegen der Sitte auch praktische Erwägungen zugrunde: Der Haufen von Zweigen sollte zugleich ein Schutz der Leichen gegen Tierfraß sein.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Das eingeschneite Haus

Im Befreiungskriege zogen feindliche Heere durch Borgsdorf und hausten dort schlimm. Das Gehöft des Bauern Rodewald fanden sie aber nicht, weil der Sturm eine gewaltige Schneemasse um die niedrigen Gebäude aufgestaut hatte und diese deshalb den Blicken der plündernden Soldaten entzogen wurden. Drinnen in der Stube aber lag die junge Bäuerin in Kindsnöten und gebar einen strammen Hoferben.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Der Quitzowsteg

Ein Waldweg, der vom Dorfe Borgsdorf nach Havelhausen führt, wird der „Quitzowsteg“ im Volksmunde genannt. Dietrich von Quitzow war ein gewaltiger Raubritter, der in Friesack eine feste Burg besaß und den vom Kaiser eingesetzten Kurfürsten Friedrich von Nürnberg nicht als einen Herrn anerkennen wollte. Aber dieser zog gegen ihn zu Felde, zerstörte seine Burg und nahm sie in seinen Besitz. Bei der Belagerung bediente sich der Kurfürst der „Faulen Grete“, einer großen Kanone, die Steinkugeln schleuderte. Es gelang dem Quitzow, noch rechtzeitig aus der Burg zu fliehen. Er begab sich bei Nacht und Nebel nach Oranienburg, wo sein Freund Werner von Holzendorf Burgherr war, der ihm weiter zur Flucht nach Pommern verhalf. Sein Fluchtweg führte von Friesack nach Borgsdorf und von da aus weiter nach Havelhausen durch einen kleinen Waldpfad, der deshalb noch heute der Quitzowsteg genannt wird.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Aus der Franzosenzeit

In den Jahren 1807 bis 1812, als Napoleons Truppen ganz Preußen besetzt hatten, wurde in Borgsdorf eine Totensammelstelle für Soldaten eingerichtet. In den Oderfestungen war nämlich eine Seuche, ein bösartig verlaufendes Nervenfieber, ausgebrochen. Die kranken französischen Soldaten wurden auf dem Wasserwege nach Berlin befördert. Wer unterwegs starb, wurde ausgeladen. In Oranienburg hatte sich die Bevölkerung dem Ausladen der Leichen widersetzt und die Bordbesatzung mit Knüppeln auf den Kahn zurückgetrieben. Nun wurde Borgsdorf, das bequem am Wasser lag und dessen Einwohner zu schwach für einen Widerstand waren, als Begräbnisplatz ausersehen. Seine Einwohner wurden gezwungen, die Toten zu beerdigen. Einmal fielen einem toten Offizier bei der Beisetzung eine Reihe Goldstücke aus der Tasche. Der Knecht des Bauern Rodewald bemerkte dies und grub nachts heimlich nach, fand aber nichts. Wahrscheinlich war ihm schon ein anderer Einwohner zuvorgekommen.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Eichstädt

Die Riesenpuhle im Krämer

Vor Zeiten lebte im Krämer ein Riese. Dem gefiel es nicht, dass die Menschen in Eichstädt einen hohen Kirchturm gebaut hatten. Er wollte ihn mit einem großen Stein zertrümmern. Als der Riese aber zum Wurf ausholte, sank er mit beiden Füßen in den Waldboden ein, der an dieser Stelle morastig war. Der Wurf war aber nicht wuchtig genug; der Stein erreichte das Ziel nicht und blieb halbwegs auf dem Acker liegen. Noch heute sind die beiden Tapse des Riesen beim Forsthaus Groß-Ziethen zu sehen. Der Volksmund hat sie „Riesenpuhle“ genannt.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Der vergrabene Schatz

Unweit des Ziegenkruges im Krämer liegt eine kleine Höhe, genannt der „Telegrafenberg.“ In den Wirren des 30jährigen Krieges vergrub hier ein reicher Bauer aus Eichstädt eine große Kasse mit Schmuck und Goldstücken. Aber er verriet diesen Platz nicht einmal seinen Angehörigen. Und als er von der Pest dahingerafft wurde, konnte der Schatz trotz eifrigen Suchens und Nachforschens nicht aufgefunden werden. Aber die Kasse liegt noch irgendwo in der Erde, nur ist ihre Bergung mit großer Gefahr verbunden. Als nämlich der in seinem Leben sehr habgierige Bauer aus Eichstädt kurz vor seinem Tode seine vielen Sünden bitter bereute, konnte ihm der Teufel nichts mehr anhaben. Als Ersatz für die verloren gegangene Seele bemächtigte er sich nun des Schatzes. Eifersüchtig bewacht er diesen nun. Nur einem unschuldigen Sonntagskinde wird es vielleicht einmal möglich sein, den vergrabenen Fund zu bergen.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Über den Riesen Krämer und seine lange Briese

Vor vielen, vielen Jahren lebten auch in unserer Gegend Gestalten, die man Riesen nannte. Sie fühlten sich wohl – bis die Menschen kamen. Auch in der Region des Glin lebte ein Riesenpaar. Er hieß Krämer und sie wurde „Lange Briese“ genannt. Ihr Bett soll in der Nähe des Dorfes Eichstädt gewesen sein. Da die beiden so groß waren, passten sie in keine Höhle hinein. Sie suchten sich deshalb einen anderen Ort. Es sollen mächtige, viele hundert Jahre alte Eichen gewesen sein, die ihnen als Lagerstatt dienten. Kein Tau- oder Regentropfen konnte ihnen dort etwas anhaben. ...

... Das Riesenpaar ernährte sich vom zahlreichen Wild der umliegenden Wälder. Aber es aß das

Wild nicht roh, wie andere Riesenpaare. Die Zubereitung soll in einer Riesenküche erfolgt sein. Den Küchenherd hat man in der Ortschaft Pausin im Havelland gefunden. Die heute noch vorhandenen kleinen Hügel zwischen dem Krämer und Vehlefanzen stammen der Legende nach von den Spielen der Riesenkinder ab. Diese trugen den Sand in ihren ledernen Schürzen und, wie es Kinder nun einmal an sich haben, ließen den Sand an irgendeiner Stelle einfach fallen.

Lange Zeit lebten die Riesen ruhig und zufrieden, bis eines Tages neue Lebewesen in der Gegend auftauchten. Es waren Wesen wie sie auch, nur viel, viel kleiner. Anfangs betrachteten die Riesen diese Geschöpfe sehr misstrauisch. Denn sie wussten nicht, ob sie schmackhaft waren und an eine neue Nahrung wollten sie sich nicht so recht gewöhnen. Doch als diese winzigen Wesen anfangen, ihre Behausung anzugreifen und Bäume zu fällen, um daraus Häuser und Kirchen zu bauen, wurden ihnen die Winzlinge unheimlich.

Eines Tages packte den Riesen Krämer die Wut. Er ergriff einen haushohen Stein, und zielte nach der soeben errichteten Kirche von Eichstädt. Als der Riese zum Wurf ausholte, sank er mit beiden Beinen in den Waldboden ein. An dieser Stelle befand sich nämlich eine morastige Fläche. So verlor er an Kraft und der Wurf hatte nicht den notwendigen Schwung. Das Ziel wurde nicht erreicht und der Stein blieb auf halber Strecke auf dem Acker liegen. Wenn Sie diese Geschichte nicht glauben, schauen Sie nach und überzeugen Sie sich selbst. Die beiden Riesentapse sind beim Forsthaus Groß-Ziethen noch heute zu erkennen. Im Volksmund werden sie seit langer Zeit als „Riesenpuhle“ oder „Riesentapse“ bezeichnet. Das Riesenpaar wurde niemals wieder gesehen, keiner weiß wo es abgeblieben ist; erhalten blieben nur ihre Namen: Krämer und Briese.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt 2010

Fichtengrund

Der ertrunkene Angler

Die Eisenbahnbrücke, die nördlich von Fichtengrund den Havelfluss überspannt, heißt im Volksmund „die Apfelbaumbrücke.“ Hier befand sich früher eine Holzablage, „Appelbooms Stelle“ genannt. Die Angler bevorzugten diesen Ort für ihre Sporttätigkeit. Dabei passierte einst ein Unglück. Ein Angler hatte einmal einen riesigen drei Zentner schweren Wels an der Schnur, der ihn kurzerhand in die Fluten hineinriss. Da der Bedauernswerte nicht schwimmen konnte, musste er jämmerlich ertrinken.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“, entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Flatow

Das Gespenst auf dem Heuboden

Der Bauer B. aus Flatow wollte eines Abends das Vieh füttern und begab sich auf seinen Heuboden, um Heu zu holen. Da bemerkte er eine weiße Gestalt, die aus der Stallluke Heubündel herabwarf. Als er näher trat, war die Gestalt verschwunden und trotz eifrigen Suchens im Stall nicht mehr zu finden. Das von der weißen Gestalt heruntergeworfene Heu rührte der Bauer nicht an, sondern nahm sich neues. Am nächsten Morgen war das alte Heu verschwunden.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Freienhagen

Die schöne Müllerstochter

Auf dem Gut Freienhagen wohnte während des 1. Weltkrieges der Baron von Katzenellenbogen. Seine Vorfahren stammten aus Süddeutschland und besaßen dort ein stolzes Schloss in einem schön gelegenen Tal, welches das „Jammertal“ genannt wurde. Dieser Name entstand aus folgender Begebenheit: Der Baron von Katzenellenbogen hatte ein Liebesverhältnis mit einer hübschen Müllerstochter, die ihm ein Kind gebar. Aber der hohe Herr kümmerte sich nicht weiter um das Mädchen, sondern heiratete eine reiche Gräfin. Das verlassene Müllermädchen stürzte sich aus Gram mit ihrem Kind in den Bach, der durch das Tal fließt. Seitdem führt das Tal den Namen „Jammertal.“

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Friedrichsthal

Amtmann Bath bespricht das Feuer

In früherer Zeit gab es Leute, die das Feuer besprachen und dadurch zum Stillstand bringen wollten. Diese Kunst soll auch der alte Amtmann Bath, der von 1837 bis 1871 Besitzer des Gutes Friedrichsthal war, verstanden haben. Als am 1. April 1844, gerade am Karfreitage, abends 10 Uhr, ein großer Brand im alten Dorfe Friedrichsthal entstand, der 20 Wohnhäuser und 26 Nebengebäude zerstörte, ist der Amtmann Bath dreimal um das Feuer geritten und dann im schnellsten Galopp in das Wasser des nahen Malzer Kanals gesprengt. Der Reiter muss sich nämlich beeilen, dass er über das Feuer kommt, sonst läuft ihm das Feuer nach, und er muss verbrennen.

Anmerkung: Beim Herumreiten um das Feuer streckte der Reiter die rechte Hand aus, machte drei Kreuze in der Luft und sprach dabei den Feuersegen. Eine Form desselben lautete: „Feuer steh´ und vergeh´! Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“.

Quelle: Max Rehberg, „Aus dem Sagenschatz der Heimat“, Oranienburg, 1923

Der unterirdische Gang in Grabsdorf

In Grabsdorf (jetzt Friedrichsthal) stand früher ein festes Schloss. Auch ein unterirdischer Gang war vorhanden, von dem noch heute Spuren hinter dem Kirchplatz vorhanden sind. Dort befindet sich auch an jeder Straßenseite je eine alte Linde, an die früher Verbrecher angeschlossen wurden. Die Schlaufen sind noch jetzt daran befestigt.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“, entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Der dreibeinige Hase

Auf den Feldern bei der Friedrichsthaler Glashütte ist es bis vor einigen Jahrzehnten nicht geheuer gewesen. Am hellen Tage hoppelte dort ein dreibeiniger Hase herum, der sich weder durch Menschen noch Hunde stören ließ. Rückte ihm ein Verfolger zu nahe, so sauste er trotz seiner drei Beine blitzschnell zu der Stelle, wo sich die Wege von Sachsenhausen nach Fichtengrund und von Sachsenhausen nach Schmachtenhagen kreuzten und verschwand dort spurlos. Der Zimmerer Gutschow hat ihn als Schuljunge um 1875 herum mehrfach gesehen.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“, entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Germendorf

Der Geist des Ertrunkenen

Alte Leute in Germendorf erzählen, dass in früheren Jahren ein Gespenst am Dorfpfuhl umging. Des Nachts ritt es auf einem weißen Ross um den Teich herum. Wobei aus den Nüstern des Tieres Feuerfunken sprühten. Manchmal dagegen stand es regungslos auf einem Platz. Seine Gestalt wuchs ständig, wurde immer größer und undeutlicher, bis sie sich schließlich in Nebel auflöste. Es soll sich um den Geist eines Einwohners handeln, der Selbstmord verübte und sich im Pfuhl ertränkte.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Glienicke

Woher der Kindel seinen Namen hat

Hinter Glienicke, zwischen den Dörfern Schönfließ, Schildow und Lübars, liegt der Kindel. Das ist ein hügeliger Wald mit sumpfigen Niederungen. In dem Walde finden wir die Kindelwiese, die Kindelbrücke, den Kindelsee und schließlich das Kindelfließ. Aus dem Kindelfließ holt der Storch die kleinen Kinder, so erzählen wenigstens die Leute in Lübars und Schildow. Zur Franzosenzeit haben sich die Bewohner der umliegenden Ortschaften in dem sumpfigen Walde versteckt, haben auch ihr Hab und Gut dahin gebracht, um es vor dem Feinde zu retten. Ein armes Kindlein aus Lübars aber blieb zurück und fiel in die Hände der Franzosen, die an dem unschuldigen Opfer ihre Rache übten, dafür, dass sie keine Beute fanden. Sie töteten das Kind und begruben es am Ende des Fließes. Seitdem soll der Wald den Namen „Kindel“ führen.

Quelle: Max Rehberg, „Aus dem Sagenschatz der Heimat“, Oranienburg, 1923

Grabowsee

Das versunkene Dorf im Grabowsee

Wo heute um stillen Waldesfrieden der Grabowsee liegt, soll einst das Dorf Grabow gestanden haben. Eines Tages sank es samt seiner schmucken Kirche in die Tiefe, und ein blauer See deckte alles zu. Doch gestorben ist im Dorfe niemand, sondern die Bewohner führen unten im Wasser ein verzaubertes Leben. Noch jetzt kann man in der Neujahrs- oder Johannesnacht den dumpfen Ton der versunkenen Kirchenglocke hören oder Jungfrauen am Seeufer tanzen sehen. Aber nur dem glücklichen Sonntagskinde werden solche Geheimnisse enthüllt.

Quelle: „Sagen aus dem Bezirk Potsdam“, Potsdam, 1989

Spuk an der Blockbrücke

Über den Stintgraben führt zwischen dem Grabowsee und der Chaussee Oranienburg-Schmachtenhagen die Auguste-Victoria-Brücke. Die heißt auch Blockbrücke, weil in ihrer Nähe ein Blockhaus gestanden hat. Dort soll es manchmal nicht ganz geheuer sein. Verschiedene haben einen Mann ohne Kopf gesehen, andere sind von einer Frau festgehalten worden.

Quelle: „Sagen aus dem Bezirk Potsdam“, Potsdam, 1989

Der Spuk auf der Seebrücke am Grabowsee

Über das Malzer Fließ, das sein Wasser dem Grabowsee zusendet, führt nahe dem See eine kleine Holzbrücke, seit alter Zeit die „Seebrücke“ genannt. Darüber soll nachts um 12 Uhr ein Kutsch- oder Heuwagen mit zwei Pferden und einer brennenden Laterne fahren.

Quelle: „Sagen aus dem Bezirk Potsdam“, Potsdam, 1989

Der Riese und der Teerschweler

Am Wandlitzsee wohnte vor Zeiten ein gewaltiger Riese, der die Gewohnheit hatte, in jedem Jahr einmal in den benachbarten Seen zu baden. Mit Vorliebe badete er im Grabowsee, da dieser seiner Körpergestalt am besten entsprach. Nach dem Bade pflegte er sich auf dem Ostufer des Sees zu sonnen. Auf dem jenseitigen Ufer wohnte ein Teerschweler.

Als sich nun der Riese einst wieder dort sonnte, wollte es das Unglück, dass ihm der Wind die Rauchwolken aus dem Teerofen gerade ins Gesicht trieb. Ärgerlich über diese lästige Störung, ergriff er kurzerhand den Teerschweler samt Teerofen und Wohnhütte und trug alles mit Riesenschritten schnell ein Stückchen nach Norden. Dann kehrte er an den Grabowsee zurück. Der Teerschweler wohnte fortan nördlich der Havel und wurde später der Begründer des Dorfes Malz. In jedem Jahre suchte der Riese auf seiner Badereise den Teerschweler auf.

Bis auf den heutigen Tag bezeichnen zwei große Erdhügel westlich des Grabowsees den ersten Wohnplatz des Teerschwelers. Noch heute führt die zweite Wohnstätte des Teerschwelers, nördlich der Havel – der älteste Teil des Dorfes Malz –, wo der Riese seinen Gang hatte, die Bezeichnung „Gang“.

Quelle: Max Rehberg, „Aus dem Sagenschatz der Heimat“, Oranienburg, 1923

Der Spuk an der Hohenwerder Brücke

Im Walde östlich der Havel zwischen Bernöwe und Grabowsee, und zwar unmittelbar an der Hohenwerder Brücke, ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine grausige Bluttat verübt worden. Nach einem heftigen Streit erschlug ein Flößer seinen eigenen Sohn. Nach der Tat steckte er den Leichnam in einen Sack und scharfte ihn an Ort und Stelle ein.

Seitdem ist es an der Mordstelle nicht geheuer, und der Geist des Erschlagenen spukt umher. Als der Zimmerer Gutschow aus Friedrichsthal im Jahre 1874 als Schuljunge mit einem Ehepaar Herren im Walde spazieren ging, bemerkten alle auf dem Waldboden einen geschlossenen und gefüllten Sack, der sich hin und her bewegte und dann plötzlich im dichten Brombeergebüsch verschwand. Trotz genauen Nachsuchens wurde er nicht mehr gefunden.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Gransee

Das vermauerte Tor zu Gransee/Waldemartor

Neben dem prächtigen Tor in Gransee befindet sich ein zweiter, nicht überbauter Torbogen, der bis 1818 vermauert war. Von diesem vermaurerten Tor hat man drei verschiedene Sagen.

Die eine Sage erzählt: Einstmals reiste der Kaiser durch die Stadt. Ihm zu Ehren mauerte man die beiden Tore, durch die er ein- und ausgezogen, zu, damit niemand mehr durch sie hindurchreisen sollte.

Nach der anderen Sage sollen in Gransee früher Wenden gewohnt haben. Die einwandernden Deutschen vertrieben sie. Die Tore, durch welche die Wenden ausgezogen, wurden von den Deutschen nicht für würdig erachtet, auch von ihnen benutzt zu werden. Sie ließen sie daher zumauern und für sich nebenan neue Tore machen.

Die dritte Sage endlich führt die Entstehung der zugemauerten Tore auf den falschen Waldemar zurück. Alle Städte, die diese geöffnet hatten, mussten zur StraÙe für ihre Untreue auf Befehl des Bayrischen Markgrafen Ludwig des Älteren die Tore zumauern. Gransee hat noch ein sogenanntes Ruppiner Tor, das aus einem Haupttor und einem Nebentor besteht. Dieses Nebentor ist das Waldemartor. Auf der entgegengesetzten Seite gab es ein gleiches Tor, das genauso ausgesehen haben soll wie das noch existierende Ruppiner Tor. Eine geschichtliche Tatsache ist, dass dieses Haupttor vom Jahre 1350 bis zum Jahre 1818 zugemauert war. Im Jahre 1319 starb der Markgraf Waldemar. ...

... Es brachen in der Mark heftige Feindseligkeiten aus. Die neidischen Fürsten engagierten einen Müllerburschen namens Rehbock, der dem verstorbenen Waldemar sehr ähnlich sah. Er wurde von den neidischen Fürsten bestochen; er musste sich als Pilger in der Mark zeigen und von sich selbst sagen, er sei Waldemar und man habe einen toten Menschen statt seiner beerdigt. Gewissensbisse hätten ihn gequält und bewogen, also zu verfahren, um heimlich eine Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen. Überall wo er nun durchzog, wurde er bewundert und fand großen Anhang.

Nachdem aber diese Betrügerei entdeckt worden war und Ludwig, der richtige Markgraf, die hierdurch entstandenen Unruhen einigermaßen gedämpft hatte, mussten alle Städte, die dem falschen Waldemar bei seinem Durchzuge sich ergeben hatten, zur Strafe ihre Tore zumauern. Diese Strafe musste mit vielen anderen Städten auch Gransee leiden, und als Folge wurde auf der rechten Seite des Ruppiner Tores und auf der linken Seite des Zehdenicker Tores ein neuer Ausgang durch die Mauer gebrochen. Diese neuen Tore hießen fortan Waldemartore. Die Zumauerung erfolgte im Jahr 1350.

Quellen: „Sagen aus dem Bezirk Potsdam“, Potsdam, 1989;
Max Rehberg, „Aus dem Sagenschatz der Heimat“, Oranienburg, 1923

Grieben

Der Kobold des Bauern zu Grieben

Ein Bauer in Grieben bei Löwenberg hatte einen Kobold, dessen Wohnung eine alte Lade war. Als nun der Bauer einst auf dem Felde wirtschaftete, fällt es seinem etwa zehnjährigen Neffen ein, zweien seiner Spielkameraden „die rote Puppe“ zu zeigen. Er öffnet die Lade, und hurtig springt der Kobold heraus und fängt an, in der Stube herumzutanzten. Nun aber gilt es, den Tanzenden wieder in sein Quartier zu bringen, damit der Onkel nicht erfährt, was geschehen ist. Die Knaben machten auf ihn Jagd, aber vergebens; denn kaum haben sie ihn in eine Stubenecke getrieben und glauben ihn fassen zu können, flugs ist er ihnen wieder entsprungen. Da kommt denn der Onkel heim, und erst mit seiner Hilfe gelingt es, den Kobold wieder in seine Behausung zu schaffen. Der Bauer beschenkt nun die Knaben und nimmt ihnen das feste Versprechen ab, niemand zu sagen, wie die Puppe ausgesehen habe.

Der Kobold muss indessen kein guter Hausgenosse gewesen sein; denn der Besitzer hat ihn mehrfach, ja selbst für den geringen Preis von 6 Pfennigen, zum Verkauf angeboten. Doch ist es zweifelhaft, ob es ihm gelungen ist, den Kobold zu verkaufen, oder ob derselbe beim Brande des Hauses ums Leben gekommen ist.

Quelle: Max Rehberg, „Sagenschatz der Heimat“, Oranienburg, 1923

Großwoltersdorf

Das Totenhemde

Auf dem alten Kirchhofe zu Großwoltersdorf im Kreise Ruppín kam stets ein Toter um Mitternacht aus seinem Grabe, legte sein Hemd an der Kirchhofstür nieder und machte seine nächtlichen Wanderungen zum Schrecken der Dorfbewohner. Ein Knecht sagte einst zu seinen Genossen, er wolle dem wandernden Toten das Hemd wegnehmen. Wiewohl man ihn vor diesem Wagnis warnte, tat er es dennoch. Da erschien plötzlich der Tote wieder und forderte sein Hemd. Der Knecht entwich in die Vorhalle der Kirche und verriegelte die Tür. Der Tote jammerte und flehte um sein Hemd, erhielt es aber nicht. Endlich bat er den Knecht, ihm wenigstens einen Zipfel durch das Schlüsselloch zu stecken, damit er einen Lappen abreißen könne. Diese Bitte wurde gewährt; da öffnete sich die Tür mit donnerähnlichem Krachen. Den Knecht fand man fast leblos in der Halle liegen. Er wurde krank und nahm ein frühzeitiges Ende.

Quelle: „Sagen aus dem Bezirk Potsdam“, Potsdam, 1989

Grüneberg

Ein Riese verfehlt sein Ziel

Vor grauen Zeiten, so erzählt die Sage, als das hereinbrechende Christentum den heidnischen Glauben aus der hiesigen Gegend zu verdrängen suchte, soll folgendes geschehen sein. Die Dorfglocke lud die Gläubigen zum Gottesdienst ein. Das Geläute jedoch störte einen Riesen beim Einschlafen. Er suchte einen Stein von etwa einem Meter Durchmesser und schleuderte diesen vom Dorf Grüneberg in Richtung der Gemeinde Teschendorf. Sein Ziel war die schlanke Kirche, die er treffen und zerstören wollte.

Sicher hatte er zu viel Anlauf und Schwung genommen, denn in seinem Übereifer verfehlt er den Kirchturm und warf darüber hinaus. Unweit des Eingangs der Neuendorfer Stege fiel der Stein hernieder und grub sich tief in das Erdreich ein. An der Oberfläche des Riesensteins bemerkte man den Abdruck eines großen Handballens. Die andere Hälfte des Steins war tief in die Erde eingedrungen. Als man zwischen 1836 und 1839 die Chaussee von Berlin nach Gransee baute, gruben Straßenarbeiter den Stein aus und benutzten ihn als Untergrund der befestigten Landstraße. Wenn man dieser Sage Glauben schenken darf, dann ist die heutige Bundesstraße 96 mit der Masse dieses Riesensteins unterlegt.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt, 2010

Hammer

Die Böhmerheide

Zwischen Hammer und Groß-Schönebeck liegt die Böhmerheide mit den beiden Ansiedelungen Groß- und Klein-Böhmerheide. Im Jahre 1446 überließ der damalige Schlossherr von Liebenwalde, der Ritter Hans von Waldow, dieses Gebiet nebst zwei wüsten Dorfstätten am Weißen und Treptowsee, Alt- und Neu-Gröben, dem in Groß-Schönebeck ansässigen Bauer Peter Bome. Der Kurfürst bestätigte die Schenkung als Bauernlehn. Die Sage berichtet darüber Folgendes:

Der Ritter hatte sich auf einer Jagd mit der Heide Werbellin (Schorfheide) verirrt. Da brachte ihn der Bauer Peter Bome wieder auf den rechten Weg. Hans von Waldow erlaubte ihm darauf, sich eine Gnade auszubitten. Der Bauer erbat sich nun so viel Land, als er mit zwei Ochsen an einem Tage einpflügen könnte. Der Ritter war damit einverstanden. Peter Bome pflügte jedoch nicht ein Stück Land regelrecht um, sondern zog nur eine Furche um ein Teil der Schorfheide, so dass er am Abend wieder am Ausgangspunkt anlangte. Der Ritter ließ die List des Bauern gelten, und der Landesherr und seine Nachfolger bestätigten die Schenkung.

Quelle: Max Rehberg, „Aus dem Sagenschatz der Heimat“, Oranienburg, 1923

Der Grenzsteinfrevler

Ein Bauer aus Hammer hatte in Liebenwalde zu tun gehabt und befand sich auf dem Heimweg zu seiner Wirtschaft. Die Nacht war schon hereingebrochen, aber da der Mond hell schien, war die Straße gut erkennbar. Da bemerkte er plötzlich eine Gestalt, die an seiner Seite blieb, einen schweren Grenzstein auf dem Rücken schleppte und immerfort vor sich hin sprach: „Wo soll ich ihn lassen, wo soll ich ihn lassen?“ Da entgegnete der Bauer: „Trage ihn doch dorthin, wo Du ihn hergenommen hast!“ Der unheimliche Begleiter dankte ihm für diese Auskunft und sagte: „Über 80 Jahre habe ich auf dieses erlösende Wort gewartet!“ Dann war er plötzlich verschwunden. Er hatte nämlich einst zu seinen Lebzeiten einen Grenzstein zwischen seinem und seines Nachbarn Feldes verrückt und konnte nun im Grabe keine Ruhe finden. Erst durch die Bemerkung des Bauern wurde er erlöst.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“, entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Hennigsdorf (Region)

Die Schwanenkette

Ein Bauer aus Heiligensee grub einst in seinem Garten, der am See lag, um einen Platz zu einem neuen Backofen zu ebneten. Da stieß er plötzlich auf einen harten Gegenstand und gewährte eine schwere eiserne Kette. Froh über diesen Fund, fasste er sogleich zu, um sie herauszuziehen. Aber er zog und zog, und es wollte gar kein Ende nehmen, und wie er noch ganz verwundert darüber war, tauchte auf einmal dicht neben ihm im See ein großer schwarzer Schwan empor. Da erschrak er und ließ die Kette fahren, und im Augenblick waren Schwan und Kette verschwunden.

Quelle: Max Rehberg, „Aus dem Sagenschatz der Heimat“, Oranienburg, 1923

Der Heilige See

Bei dem Dorfe Heiligensee liegt dicht an der Havel ein kleiner See, welcher dem Dorfe seinen Namen gegeben hat. Man erzählt sich, hier habe vor Zeiten ein Schloss gestanden, in dem eine Prinzessin gewohnt; die sei aber verwünscht worden und das Schloss in den See gesunken.

Im Mittelalter wurde das Wasser des Sees als heilkräftig verehrt. Alle hundert Jahre weihte man diesen mit einem silbernen Heiligenbild, und das geweihte Wasser wurde dann von weit und breit geholt. Die Dorfbewohner erzählen auch, dass vor alter Zeit zwischen dem Hause des Schmiedes und der Kirche ein Heiligtum gestanden habe, von dem eine große Heilkraft ausgegangen sei, und die älteren Leute konnten sich wohl noch daran erinnern, dass eine große Anzahl von Krücken, welche die geheilten Lahmen zurückließen, in der jetzigen Kirche hing. Daher soll es auch kommen, dass der Küster des Ortes noch im vergangenen Jahrhundert alljährlich sieben Scheffel Roggen für Metteläuten und Beiern erhielt.

Ferner sind in uralter Zeit alljährlich an einem bestimmten Tage, den jedoch keiner mehr weiß, zwei schwarze Stiere vor einem Wagen geschirrt worden und, sobald dies geschehen war, sind die Tiere nicht mehr zu bändigen gewesen, sondern mit aller Kraft aus dem Dorfe hinaus und gerade in den See hinein gestürzt, aus dessen grundloser Tiefe sie nie wieder zum Vorschein gekommen sind.

Quelle: Max Rehberg, „Aus dem Sagenschatz der Heimat“, Oranienburg, 1923

Die Glocken im Heiligen See

Tief auf dem Grunde des Heiligen Sees liegen Glocken, die vor alter Zeit untergesunken sind. Zuweilen kommen sie zum Vorschein. Man sieht sie dann meistens mitten im See auf einer Untiefe, wo sie sich mittags im Strahle der Sonne wärmen. Einige Leute haben sie auch schon sprechen hören, und zwar war's gerade am Johannistag, als sie aus dem See herauskamen und die eine zur andern sagte:

„Anne Susanne,
Wiste mett to Lanne?“

Worauf die andere antwortete: „Nimmermehr!“ Dann sanken sie, nachdem sie noch einmal angeschlagen, wieder in die Tiefe.

Quelle: Max Rehberg, „Aus dem Sagenschatz der Heimat“, Oranienburg, 1923

Himmelfort

Die Strohbrücke

Unweit der Grenze zu Mecklenburg liegen dicht bei Himmelfort zwei kleine Seen, der Sidom und der Haussee. Sie sind nur durch die Strohbrücke voneinander getrennt. Diesen Namen soll die Brücke daher erhalten haben, dass ein Mönch, der einst ein Frauenzimmer in ein großes Bund Stroh eingewickelt hatte und auf seinem Rücken ins Kloster tragen wollte, gerade an diesem Ort seinem Abt begegnete. Da er aber die Frau nicht sorgfältig genug versteckt hatte, entdeckte der Abt das Weib an den herausragenden Füßen. Was weiter aus beiden geworden ist, darüber wird Stillschweigen bewahrt.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt, 2010

Hohenbruch

Die Rennefarre

Am Wegrande unweit von Hohenbruch wächst häufig die Rennefarre mit ihren gelben Knopfb Blüten. Diese haben in der Geisterstunde der Johannisnacht eine große Zauberkraft. Wer nämlich in dieser Stunde eine Blüte abpflückt und sie in einen Schuh steckt, wird sofort unsichtbar. Außerdem erblickt er alle in Wald und Feld hausenden Geister, findet verborgene Schätze und versteht die Sprache aller lebenden Tiere. Erst wenn die Blüte wieder aus dem Schuh heraus geschüttelt wird, erlischt der Zauber, und der Mensch ist wieder sichtbar.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“, entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Hohen Neuendorf

Der wilde Jäger ging um

Die Umgebung von Hohen Neuendorf soll früher nicht geheuer gewesen sein. Vor allem dann, wenn man sich in den Abendstunden verspätete. Die einzige Beleuchtung um diese Zeit war nämlich der Mond; jedenfalls wenn er hell genug schien. Besonders gruselig wurde es, wenn Nebelschwaden in den Niederungen standen und die Wacholderbüsche für Gespenster gehalten wurden. Öfter spukte es jedoch an Brücken und einsamen Gehöften. Von dem, was einem Besucher von Hohen Neuendorf widerfahren sein soll, erzählt folgende Sage:

Ein Hermsdorfer hatte sich bei einem Besuch verspätet und musste auf dem Heimweg die Kindel-Brücke überschreiten. Aus den naheliegenden Wiesen stieg schon der Nebel herauf. Von weitem hörte er auf der anderen Seite der Brücke so etwas wie eine wilde Jagd mit Hallo, Hussa und Hundegebell. Als er zur Brücke kam, sah er einen alten buckligen Mann auf dem Brückengeländer sitzen. In seinem Arm hielt er ein Paket. Als er näher kam, überreichte ihm der Bucklige ein eingewickelt Päckchen. Dabei sollen folgende Worte gefallen sein: „Hast du helfen jagen, kannst du helfen tragen.“ Verständnislos sah ihn der Hermsdorfer an. Plötzlich ließ sich der Bucklige rücklings ins Wasser fallen und blieb verschwunden. Auch das Jagdgeschrei verstummte zugleich. Der Nachtwanderer nahm das Paket mit nach Hause, er öffnete es und war erschrocken. Im Paket entdeckte er ein Menschenbein.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt 2010

Kremmen

Der Ursprung des Namens Kremmen

Das Havelland mit seinem Rhinluch war einst eine wilde, undurchdringliche Sumpfggend. Mitunter kamen Leute, siedelten sich an und erbauten eine feste, mauerbewehrte Stadt. Weil dieser Ort von Morästen umgeben war, dass man „krumm um“ reisen musste, um dorthin zu gelangen, nannte man ihn danach Kremmen.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Der schlaue Knecht

Der Bauer war schwer krank geworden und deshalb musste Jan, der Knecht, die Kuh in die Stadt zum Verkauf bringen. Und zu unsicherer Zeit mit fremdem Geld unterwegs zu sein, ist immer ein Wagnis. In aller Frühe brach er auf, gegen Mittag lieferte er die Kuh beim Marktstand in Kremmen ab und beeilte sich, um mit dem Geld in der Tasche bald wieder in Beetz zu sein. Er schlug den kürzesten Weg ein, der aber führte durch einen Wald. ...

... Jan bekam es mit der Angst zu tun, denn er hatte schon oft von unheimlichen Dingen gehört, die da passiert waren. Und wirklich, er war gerade ein paar hundert Schritte in den Wald gegangen, da sprang hinter ihm ein Räuber aus dem Strauch und rief, indem er Jan den Pistolenlauf vor den Kopf drückte, „Geld oder Leben!“ Jan verlegte sich aufs Bitten, er sagte, es sei nicht sein Geld. Aber es half nicht. Der Räuber hatte keine Zeit, sein Flehen anzuhören und wiederholte die Worte: „Dein Geld! Und zwar schnell! Sonst schieße ich!“

Ihm blieb nun weiter nichts übrig, als alles was er bei sich trug, auszupacken. „Ist das alles?“, fuhr ihn der Räuber an. „Ja, lieber Mann“, antwortete der Knecht, „aber habe er doch Mitleid mit mir und schieß mir ein paar Löcher in die Jacke, denn sonst denkt mein Bauer, ich sei gar nicht überfallen worden und hätte das Geld verprasst.“ „Komm her“, sagte der Räuber, und während Jan seine Jackenzipfel hochhob, schoss er zweimal durch. „Schön“, sagte Jan, „man sieht es schon, aber du wirst wohl noch ein paar Mal schießen müssen, sonst glaubt es der Bauer nicht.“

„Ach was, das ist schon mehr als genug. Und im Übrigen habe ich keine Kugeln mehr.“ „Was, du hast keine Kugeln mehr? Aber ich habe starke Fäuste du räuberischer Bursche, gib sofort das Geld wieder her!“ So überrumpelt, wie er war, gab der Räuber ihm das Geld zurück und wollte sich davon machen. „Halt!“, rief Jan, „du bekommst noch etwas!“ Und mit seinen starken Bauernfäusten versetzte er dem Räuber eine ordentliche Tracht Prügel, denn die hatte er verdient.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt, 2010

Reckins Eiche

Im Krämer steht an einem Kreuzwege eine uralte Eiche. Die eigene Krone ist längst abgestorben; doch hat der morsche Stumpf noch einen frischen Ast getrieben, der sich wieder baumartig verzweigt. Der Baum war schon viel länger als hundert Jahre hohl. In der Schwedenzeit versteckte sich der Teerbrenner Reckin oftmals in dem hohlen Stamme, wenn er verfolgt wurde. Denn in und nach dem Dreißigjährigen Kriege machte Raubgesindel die ganze Gegend unsicher; einzelne zogen auch durch den Krämer. Dort lauerte ihnen der Teerbrenner auf und erschoss sie. Wurde er von anderen verfolgt, so flüchtete er und versteckte sich in der hohlen Eiche am Kreuzweg. So trieb Reckin längere Zeit sein Wesen. Einmal jedoch, als er wieder einen Räuber abgeknallt hatte, waren Raubgesellen in der Nähe und verfolgten ihn. Er konnte nicht schnell genug fliehen, und sie bemerkten noch, wie er auf der Flucht in der hohlen Eiche verschwand. Sie umstellten den Baum, zerzten den Schützen hervor und erschlugen ihn nicht weit von der Eiche. Die Stelle, wo Reckin von den Räubern umgebracht wurde, wird seitdem in Ehren gehalten und Reckins Grab genannt. Vorübergehende Waldarbeiter und beerensuchende Frauen werfen Zweige auf das Grab, um den toten Reckin zu Ehren.

Quelle: „Sagen aus dem Bezirk Potsdam“, Potsdam, 1989

Das Kreuz am Kremmener Damm

Es war noch in der Raubritterzeit, da reiste durch das Land ein vornehmer Herr. Unter seinem glänzenden Gewande verbarg sich tiefes Elend. Er war nämlich ein Geächteter. Die Feinde hatten einen hohen Preis auf seinen Kopf ausgesetzt. Aber nimmer ließ er sich fangen; zur rechten Zeit fand er einen Ausweg, seinen Pferden ließ er die Hufeisen verkehrt aufschlagen, so dass seine Verfolger nie wussten, wo er sich aufhielt. Er hatte aber einen Diener, den verblendeten das Gold und der Reichtum des Herrn die Sinne. Dieser Diener fasste den Plan, seinen Gebieter zu ermorden. Einst kamen sie in dunkler Nacht an jene Stelle des Kremmener Dammes, wo jetzt das Kreuz steht. Da stieß der Diener dem voran reitenden Herrn das Schwert in den Rücken. Den Lohn seiner Freveltat aber, erhielt er nicht. Denn die Feinde seines Herren wollten denselben lebendig in ihre Gewalt bekommen. Und als sie vernahmen, was der Knecht getan hatte, da ließen sie ihn töten. Eine andere Sage lautetet wie folgt: Der Graf von Hohenlohe hatte einen Diener, welcher den Quitzows wohlbekannt war und von diesen mit Geld und großen Verheißungen bestochen war, seinen Herrn umzubringen. Der Graf ritt an einem Morgen in der Frühe auf dem Kremmener Damm, um auszukundschaften, wie er dem Feinde am besten beikommen könne. Als er dabei vom Pferde stieg, schlich sich der Diener von hinten an ihn heran und erstach ihn meuchlings. Darauf setzte sich der Mörder wieder zu Pferde, nahm des Herren Pferd mit und ritt geschwind zum feindlichen Heer. Dem Grafen von Hohenlohe zum Gedenken wurde ein hölzernes Kreuz errichtet, das mehrmals erneuert und 1843 durch das gegenwärtige Steinkreuz ersetzt wurde.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Das versunkene Schloss

Im Luch an der Beetzer Ecke des Kremmener Sees soll ein Schloss versunken sein. Näheres ist aber darüber nicht bekannt. Aus den Löchern der Maulwürfe und Wühlmäuse hat man jedoch oft alte Töpferscherben herausgeholt.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Irrlichter

Im Kremmener See tanzen in heißen Gewitternächten oft blass blaue Flammen auf den Fluten hin und her. Das sind die Irrlichter, die Seelen ertrunkener Menschen. Wehe dem Wanderer, der die Lichter sieht und sie mit dem Licht eines fernen Hauses verwechselt! Die Irrlichter führen den Wanderer vom sicheren, trockenen Pfad ab und locken ihn in die Tiefe, so dass er in das Wasser fällt und jämmerlich ertrinken muss. An der Stelle, wo ein Mensch ertrunken ist, taucht bald danach eine weiße Wasserrose aus den Fluten. Jeder wissende Fischer und Schiffer hütet sich wohl, eine solche Totenblume zu pflücken, da er dann selbst stirbt.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Der rote Junge

Der rote Junge ist ein kleiner pffiffiger Wassernix, der aber auch das Feuer liebt und deshalb gern erscheint, wenn auf den Hügeln alljährlich das Johannisfeuer angezündet wird. In den Gewässern um Linum und Kremmen ist er häufig beobachtet worden. Gern neckt er die Menschen. Aber er ist nicht so bössartig, wie die anderen Wassernixen seiner Sippe, die als Irrlichter auf dem Wasser tanzen und ahnungslose Wanderer in den tückischen Sumpf locken, wo sie dann jämmerlich ertrinken müssen. Eines Tages wollte er einen Hirtenjungen aus Linum erschrecken, indem er sich drohend vor ihn hinstellte und dabei Feuer aus seinem Munde spuckte. Aber der junge Hirt war nicht ängstlich, sondern sagte nur: „Sei friedlich, Kleiner!“ Da lachte der rote Junge schallend auf und schenkte dem armen Burschen einen blanken Taler.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Der tapfere Koch

Auf den Hügeln bei Kremmen sind des Öfteren eine Menge Totenurnen und Aschenkrüge sowie Totenköpfe und Gebeine gefunden worden. Sie sollen von einer Schlacht herrühren, von der die Sage folgendes zu berichten weiß:

Markgraf Johann von Brandenburg musste einst vor den überlegenen Feinden zurückweichen und sich auf die befestigte Stadt Kremmen zurückziehen. Der Feind umzingelte das Städtchen und bereitete sich zum Sturm vor. In düsteres Schweigen versunken, beobachtete der Markgraf vom hohen Wachturm aus die feindlichen Bewegungen. Er wusste wohl, dass er mit seiner kleinen Streitmacht den Kampf nicht bestehen würde. Da trat sein Koch zu ihm und unterbreitete ihm einen Vorschlag, wie der Feind besiegt werden könnte. Als geborener Kremmener kannte er von Jugend auf jeden verschwiegenen Weg der sumpfigen Umgebung. Er erbot sich, mit einem Häuflein tapferer Krieger den Feind unvermutet im Rücken anzugreifen.

Nach längerem Zögern willigte der Markgraf ein, und der Koch verließ unbemerkt mit den Bewaffneten die Stadt. Als die Feinde nun zum Sturm ansetzten, wurden sie plötzlich von dem Koch und seinen Scharen im Rücken angegriffen und gerieten in große Verwirrung. Diese Gelegenheit nutzte der Markgraf aus und unternahm einen heftigen Ausfall. Es dauerte nicht lange, und der von zwei Seiten angegriffene Feind wurde vollständig geschlagen und floh in wilder Hast. Die Toten, Freund und Feind, wurden auf einem Hügel an Ort und Stelle begraben, der deswegen noch heute den Namen „Knochenberg“ führt. Die wackere Tat des Koches wurde dadurch belohnt, indem er zum Ritter geschlagen wurde und fortan den Namen Ziethen trug.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Kreuzbruch

Die Glocke in der Kirche zu Kreuzbruch

In der Kirche zu Kreuzbruch hing einst eine Glocke, die zauberische Kräfte hatte. Ihrem Geläut war es zu verdanken, dass die Schlangen aus der weiteren Umgebung verschwanden und auch die bösen Geister verscheucht wurden. So weit ihr Ton gehört wurde, gab es keine Missernten auf den Äckern. Auch bei heftigsten Gewittern wurde die Glocke in Bewegung gesetzt und konnte dann jede Blitzgefahr bannen. Wegen einer Reparatur musste die Glocke eines Tages vom Glockenstuhl auf die Erde geschafft werden. Sie verlor dadurch ihre Zauberkraft und wurde über Nacht von bösen Geistern gestohlen. Seitdem passieren in Kreuzbruch genauso viel Schäden und Unglücke wie anderswo.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Die Schlangen von Kreuzbruch

Im Jahre 1719 gründete Friedrich Wilhelm I. die Kolonie Kreuzbruch bei Liebenwalde. Die Siedler, die aus der Schweiz kamen, hatten anfangs schwer zu arbeiten, ehe sie dem Boden Ertrag abrangen. Unterkunft gewährten ihnen Notwohnungen. Da saßen oft die Kinder auf dem Rasen und löffelten ihre dünne Mittagssuppe. Aus dem feuchten Wiesengrunde stiegen der Sage nach zahlreiche Schlangen hervor und fraßen die Näpfe bis auf die Brocken leer. Ein beherztes Kind schlug der frechsten mit dem Löffelstiel auf den Kopf und schrie: „Olle, frett doch Brocken!“ Da verschwanden alle Schlangen spurlos, und niemand wurde jemals mehr von ihnen belästigt.

Quelle: Max Rehberg, „Aus dem Sagenschatz der Heimat“, Oranienburg, 1923

Leegebruch

Wie die Eichen einen armen Bauern vor der List des Teufels retteten ⁽¹⁾

Unwegsamer Sumpf mit Weiden und Erlen, einzelne sandige Flächen mit Birken und Kiefern, daneben auch lehmiger Boden mit dichtem Eichenbestand – so einsam und duster sah es dort aus, wo sich später einmal der Ort Leegebruch entwickeln sollte. Anfangs gab es nur wenige mutige Menschen, die sich trauten, hier ganz allein mit ihren Tieren zu leben, schutzlos der Natur ausgesetzt. So manche Ernte wurde im Sommer durch Hagelschlag und Überschwemmungen verdorben, im Winter machten Schnee und Frost Mensch und Tier zu schaffen. In bitterer Kälte rückten alle eng zusammen, unter einem Dach. So war es halbwegs kuschelig. Strom gab es noch nicht, Smartphone und Fernsehen auch nicht. Man vertrieb sich die langen dunklen Winterabende mit Spinnen oder dem Erzählen von wahren und erdachten Geschichten; oft mit Schattenspielen im Schein der Kerzen oder Steinöleuchten gruselig untermalt. ...

... Mal erschien eine schwebende Gestalt im nebligen Eichenhain der Dorfau, dann gab es die Mär von kopflosen Reitern, die in der Dämmerung mit klirrenden rostigen Ketten durch das Luch sprengten. Und ob die folgende Geschichte vom Teufel nun stimmt, kann keiner so genau sagen. Ein Körnchen Wahrheit ist aber sicher dabei, denn die Großeltern haben es sehr ernsthaft den Kindern und die wieder ihren Kindern erzählt, bis heute. Da der Teufel bekanntermaßen clever ist, hat er an vielen Orten die Menschen mit seiner List ins Elend gestürzt. In Leegebruch jedoch, das einst noch das "leege bruuch" genannt wurde, hatte der Teufel das Nachsehen - dank der vielen hier stehenden Eichen.

Am Rande des sumpfigen Luchs, im leege bruuch, lebte einst ein Bauer, der befand sich in großer Not. Mehrere Ernten waren durch Unwetter verdorben, Hunger und andere Unglücksfälle hatten ihn und seine Familie in tiefe Schulden gestürzt. Als ihm nun Haus und Hof genommen werden sollten, rief er in seiner Not den Teufel an. Der kam sogleich und brachte einen dicken Sack voll Geld mit. Dafür sollte ihm der Bauer seine Seele verschreiben. Dem armen Mann wich die anfängliche Freude einem großen Schreck und er bat, sich die Sache noch einmal überlegen zu können.

Da aber sprach der Teufel: „Sei kein Narr, verloren bist du ja doch! So kannst du wenigstens Haus und Hof für deine Frau und die Kinder retten. Auch will ich deine Seele ja nicht gleich haben, sondern erst dann, wenn alle Bäume kahl sind.“ Erleichtert willigte der Bauer ein und verschrieb dem listigen Teufel seine Seele. Grinsend entfernte sich der Bösewicht und wartete auf den Herbst.

Die Bauersfamilie lebte glücklich und zufrieden einen ganzen Sommer lang, doch als die Tage kürzer wurden und die ersten Bäume ihr Laub verloren, bekam es der Familienvater mit der Angst zu tun. Er ging in die Kirche, wo er Gott um Vergebung seiner Sünden und die Errettung seiner armen Seele bat. Als bald sprach Gott zu ihm: „Weil du deine Sünden bereust, will ich dir helfen. Wenn auch die anderen Bäume ihr Laub verlieren, so soll die Eiche ihre Blätter den ganzen Winter über behalten, bis es wieder junges Laub gibt. So erhält der Teufel keine Macht über dich.“

Und so geschah es dann auch. Als zur späten Herbsteszeit der Teufel kam und die Seele des Bauern holen wollte, sprach dieser: „Du kommst zu früh, denn noch sind nicht alle Bäume kahl“. Der Teufel lachte, er wollte es nicht glauben. Doch der Bauer nahm ihn mit in den Eichenhain und zeigte ihm, dass die starken Bäume immer noch braunes Laub trugen. Der Teufel wurde ärgerlich und schüttelte einen Eichbaum, so fest er konnte. Aber all sein Toben war umsonst. Da fuhr er hinweg und schrie: „Im Frühjahr komme ich wieder!“ Doch als der Teufel im nächsten Frühling wieder auftauchte, da waren schon überall an den Bäumen die ersten grünen Blättchen hervorgequollen. Doch die Eichen hielten immer noch ihre alten braunen Blätter fest. Da ward der Teufel zornig, dass ihm des Bauern Seele entgangen war. ...

... In seiner Wut packte er mit seinen Krallen in die dünnen Blätter des Eichbaumes, so dass sie zerrissen. Seit jener Zeit haben Eichenblätter die so merkwürdig ausgebuchtete Form, wie wir sie kennen. Und Jahr für Jahr halten bis heute vor allem die Traubeneichen (2) ihr Laub in Herbststurm und Winterkälte so lange fest, bis alles andere wieder grünt und blüht. Erst dann treiben bei ihnen die ersten grünen Blättchen wieder aus.

Anmerkung (1): Sagen von Eiche und Teufel sind in ihrem Kern aus vielen Regionen überliefert. Und so ähnlich, wie es beispielsweise Hans Große 1933 in der Bergischen Heimatwarte aufgeschrieben hat, ist diese Sage auch in Leegebruch zuhause.

Anmerkung (2): Während die Stieleiche ihre trockenen Blätter meist schon im Herbst abwirft und im Winter nur noch Reste hängen, behält die Traubeneiche (Baum des Jahres 2014) ebenso wie die Hainbuche ihr Laub über den Winter.

Text: Ulrike Unger (Geschichtsverein Leegebruch e.V.)

Der Schatz vom Schlangenberg

Die folgende Sage schrieb der damals zwölfjährige Adrian Schauer aus Leegebruch im Jahr 2008 anlässlich eines Schreibwettbewerbs zum 80. Ortsjubiläum. Nachzulesen in: Ulrike Unger, Auf Spurensuche im Lehebruch. Eine kleine Zeitreise durch die Ur- und Frühgeschichte Leegebruchs, Leegebruch 2010, S. 10 (=Leegebrucher Historische Blätter, Heft 8, 2010)

Vor vielen, vielen Jahren, so erzählt man sich, verschwand ein Kaufmann aus Leegebruch. Der Kaufmann, der sehr geldgierig war, soll auf der Suche nach einem alten slawischen Schatz gewesen sein. Damals war weit und breit nur Moor und oftmals war das ganze Land von undurchdringlichem Nebel überzogen. Der Kaufmann hatte gehört, dass der Schatz auf einem Berg nahe einer früheren slawischen Siedlung in Leegebruch versteckt sei. Also sattelte er sein Pferd und machte sich auf den Weg dorthin.

Was er aber nicht wusste: Der Schatz wurde von einer uralten Moorhexe bewacht. Diese sah den Kaufmann schon von weitem auf seinem Pferd daher kommen und schickte ihre treueste Schlange, um den Kaufmann zu verjagen. Was dann passierte, weiß niemand mehr so genau. Eines ist jedenfalls sicher: Der Kaufmann wurde seitdem nicht mehr gesehen! Einige Zeit später wurde sein Hut neben einem Moorloch gefunden und manch einer meint noch heute in nebligen Nächten, das herrenlose Pferd wiehern zu hören. Da nichts anderes bewiesen wurde, glaubt man bis zum heutigen Tag, dass auf diesem Berg die Schlange weiterhin den Schatz bewacht. Aus diesem Grund nennen die Leegebrucher ihren Berg seitdem nur noch den Schlangenberg.

Lehnitz

Die Spukbrücke an der Brieze

Wo die Landstraße von Lehnitz nach Summt die Brieze überquert, stand früher eine hölzerne Brücke. Hier spukte es nachts, und Vorübergehende wurden von einem Gespenst gefoppt. Dieses sprang auf den Rücken des Wanderers und stieg erst wieder ab, wenn die Brücke überquert war. Seitdem die hölzerne Brücke einer steinernen weichen musste, hat man den Spuk nicht mehr wahrgenommen.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Liebenwalde

Der Wappenkrebs von Liebenwalde

Als im 17. Jahrhundert das alte Stadtsiegel Liebenwaldes verloren ging und ein neues hergestellt wurde, passierte dem ortsfremden Stempelmacher das Missgeschick, statt des ursprünglichen Adlers einen Krebs einzusetzen. Erst viel später konnte dieser Irrtum aufgeklärt und der Adler wieder eingesetzt werden. Seit dieser Zeit hört man die scherzhafte Redensart: „Liebenwalde hat einen Krebs im Wappen!“ Den braven Liebenwaldern kann aber bezeugt werden, dass die Entwicklung ihrer Stadt trotz des Krebses nicht rückwärtsgeht.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Die Räuberburg bei Liebenwalde

Auf dem alten Burgwall bei Liebenwalde stand früher eine Räuberburg. Dort sollen die Quitzows gehaust haben. Sie zogen eine Kette quer über die Brücke; das Ende der Kette wurde bis in die Burg geführt und eine Glocke daran befestigt. Wenn dann Kaufleute mit ihren Frachtwagen dort vorüberfahren wollten, stießen die Lastwagen an die nicht sichtbare Kette; die Glocke ertönte, sie gab den Räubern, namentlich in der Nacht, ein sicheres Zeichen, dass sich Gelegenheit biete, Beute zu machen. Diese überfielen die ahnungslosen Kaufleute und plünderten sie aus. Viele Kaufleute wurden erschlagen, und als man später einen alten Brunnenschacht bloßlegte, da fand man auf dem Grunde zahlreiche Menschenknochen, Waffenstücke und Rüstungen.

Quelle: „Sagen aus dem Bezirk Potsdam“, Potsdam, 1989

Löwenberg

Der brennende Schatz

Ein Löwenberger ging einmal zur Nachtzeit nach Oranienburg, um einen Arzt zu rufen. Im Walde sah er unweit des Weges einen bläulich glimmenden Kohlehaufen. ...

... Freudig ging er auf denselben zu, da er seine Pfeife hatte ausgehen lassen und sein Feuerzeug vergessen hatte. Er nahm eine Kohle von dem Haufen, legte sie in den Pfeifenkopf und fing an sie zu rauchen. Da aber die Kohle nicht zünden wollte, warf er sie weg und griff nach einer zweiten; aber auch diese zündete nicht; eine dritte, durch die er gleichfalls kein Feuer zünden konnte, ließ er im Kopfe und ging verdrießlich seines Weges weiter. Als er den Arzt gerufen hatte, begab er sich in ein Gasthaus und wartete hier die Rückkehr desselben ab, um die dem Kranken verordnete Medizin mit zurücknehmen zu können. Hier wandelte ihn wieder Rauchlust an. Er öffnete den Pfeifenkopf, warf die vermeintliche Kohle ab und vernahm einen hellen Klang. Ihn sowie die Anderen erfasste Neugier. Sie sahen nach und siehe da! Es lag ein Taler auf der Erde. Jetzt ging dem Manne ein Licht auf. Da er die Feuerstelle wusste, untersuchte er sie am folgenden Tage und fand zwei Taler – die Kohlen, welche er weggeworfen hatte.

Quelle: Max Rehberg, „Sagenschatz der Heimat“, Oranienburg, 1923

Die Eichelsaat

Im alten Ländchen Glin-Löwenberg lebte einst ein Bauer, dem es sehr schlecht ging. Er konnte machen was er wollte, keine Ernte fiel gut aus. Verzweifelt dachte er: „Wenn ich doch mein Korn allein wachsen lassen könnte!“ Auf einmal stand der Teufel neben ihm und sagte: „Wenn du willst, Bauer, werde ich dir helfen. Du sollst ernten, wie noch nie in deinem Leben. Aber dreimal nur, dann gehörst du mir. Schlag ein!“ Damit hielt der Teufel seine Hand hin. Der Bauer überlegte einen Augenblick; dann lächelte er. „Gemacht“, rief er und schlug ein. Im ersten Jahr säte er Roggen. Er ließ ihn so hoch wie die Stube wachsen und Ähren so dick wie ein Arm tragen. Pünktlich nach der Ernte kam der Teufel an und fragte den Bauern: „Bist du zufrieden, Bauer?“ „Ja“, sagte der. „Es reicht.“ „Zwei Jahre hast du noch Zeit“, sagte grinsend der Teufel und verschwand. Im zweiten Jahr säte er Weizen; er ließ ihn noch höher wachsen als den Roggen und die Ähren noch dicker werden. Auch diesmal kam der Teufel wieder und auch diesmal war der Bauer zufrieden. Im dritten Jahr säte der Bauer Eicheln. Als die Erntezeit nahte, kam der Teufel wieder und fragte, ob er mit der Ernte zufrieden sei. „Ich habe ja noch gar nicht geerntet“, sagte dieser. „Nanu“, rief der Teufel, „was hast denn gesät?“ „Eicheln“, antwortete der Bauer, „und die Bäume kann ich erst in 100 Jahren fällen.“ Da erst merkte der Teufel, dass ihn der Bauer überlistet hatte. Er fluchte und schwor Rache; doch er wurde nie wieder gesehen.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt, 2010

Malz

Die rauflustigen Schiffer

Die Männer des Dorfes Malz waren früher als sehr rauflustige Leute weit und breit gefürchtet. Von Beruf waren sie meistens Schiffer, fuhren als solche weit umher und verschafften sich durch ihre Körperkraft überall großen Respekt. Davon hatte auch der Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. erfahren. ...

... Als nach der verlorenen Schlacht bei Jena und Auerstädt seine Sache sehr schlecht stand, meinte er voller Galgenhumor: „Und wenn mir die Feinde noch so viel wegnehmen, die Hauptsache ist, dass ich Malz behalten darf. Deren Schiffer holen mir bald alles wieder zurück!“

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“, entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Menz

Die Sage vom Menzer Burgschatz

Der Klostervogt von Lindow war auf dem Weg nach Menz, um den Zehnten neu festzusetzen. Zur selben Zeit hatten einige junge Leute des Dorfes auf dem alten Wallberg, wo noch die Ruinen der alten Ritterburg standen, eine mit starken eisernen Bändern versehene Truhe entdeckt. Sie glaubten, endlich den sagenhaften Schatz des Ritters von Menz gefunden zu haben. Im Beisein des Schulzen und vieler Dorfbewohner wurde der Kasten auf dem großen Dorfplatz geöffnet. Er enthielt Ketten und Nägel. Enttäuscht schloss man ihn wieder.

In diesem Augenblick ritt der Klostervogt in die Versammlung hinein und fragte nach dem Grunde für die Aufregung. Der listige Dorfschulze erzählte etwas von dem Schatz aus dem Wallberg. Sogleich beschlagnahmte ihn der Vogt, denn dem Kloster gehörte der gesamte Grund und Boden was drinnen ist. Als nun eine alte Frau hinzutrat und sagte, dass der Finder des Ritterschatzes 24 Stunden kein Wort sprechen durfte, sonst verwandelt sich Gold und Silber zu Eisen, vergaß der Vogt seinen Zehnten und ritt stillschweigend mit der Truhe davon.

Der gerissene Schulze schickte sofort einen Burschen mit einem schnellen Pferd auf einem anderen Weg zum Paddendamm, den der Vogt passieren musste. Er sollte den Klostervogt als Gespenst erschrecken. Das geschah auch. Der Klostervogt schrie laut um Hilfe. Darauf hörte man das Gespenst heulen: „Klostervogt, du hast gesprochen, in deiner Kiste ist nur noch Eisen!“ Bald merkte er, dass er von den Menzern genarrt worden war, kehrte nach Menz zurück und bat, die Geschichte nicht weiter zu verbreiten. Man versprach es ihm unter der Bedingung, bei seiner Äbtissin durchzusetzen, die Wendentür in der Menzer Kirche zu vermauern. Das ist dann auch geschehen um das Jahr 1380, als nicht mehr viele Wenden im Dorf lebten.

Quelle: „Sagen aus dem Bezirk Potsdam“, Potsdam, 1989

Mönchmühle

Der Kobold auf der Mühle

In einer einsamen Wassermühle (eventuell Mönchmühle am Tegeler Fließ) wohnte ein Müller ganz allein. Bei dem klopfte es an einem stürmischen und regnerischen Abend an das Fenster. Als der Müller fragte, wer da wäre, antwortete eine Stimme: „Um Gotteswillen lasst mich ein, ich habe mich verirrt und komme sonst um in dem furchtbaren Wetter!“ ...

... Der Müller nahm die Lampe und öffnete die Haustür, fuhr aber erschrocken zurück, denn vor ihm stand neben einem Mann ein schwarzes Ungetüm. „Ach, erbarmt Euch“, sagte der Mann. „Ich bin ein Bärenführer und weiß mit meinem Tier nicht mehr ein noch aus. Gönnt mir ein Plätzchen zum Nachtquartier!“ Der Müller kratzte sich hinter den Ohren und sagte: „Ja, für Euch hätte ich wohl einen Platz auf der Ofenbank in meinem Stübchen, wenn Ihr zufrieden damit sein würdet. Aber wo soll ich mit Eurer wilden Bestie hin? Einen Stall habe ich nicht, und in die Stube können wir das Tier doch nicht nehmen.“ „I“, antwortete der Mann, „könnten wir ihn nicht in die Mühle bringen? Schaden an Korn und Mehl könnte er Euch ja nicht tun; übrigens lege ich ihn ja auch an die Kette.“

„Das ginge wohl“, sagte der Müller, „aber ich muss Euch sagen, dass es dort nicht richtig ist. Es spukt in der Mühle ein Kobold umher, der mir seit Jahren Herzeleid angetan hat. Er rumort dort die ganze Nacht herum, schüttet die Kornsäcke aus, streut das Mehl umher und treibt noch sonst allerlei Unfug.“ „Ei“, rief der Bärenführer, „was schadet das? Meinem Bären wird der Kobold nichts anhaben; der wird sich schon seiner Haut wehren. Nehmt uns nur auf, ich bitte Euch!“

Gesagt, getan; der Bär wurde in die Mühle gebracht, und dem Führer bereitete der Müller ein Lager auf der Ofenbank. Mitten in der Nacht erwachten die beiden Männer von einem furchtbaren Rumoren in der Mühle. Es ging dort kopfüber und kopfüber, und dazwischen hörte man das tiefe Brummen des Bären und hier und da ein Quieken und jämmerliches Grunzen. „Horch!“, sagte der Müller, „da hat der Kobold sich an den Bären gemacht.“ „Das wird sein eigener Schade sein“, lachte der Bärenführer. „Ja, wollte Gott“, seufzte der Müller „dass der Bär meinem Plagegeist recht ordentlich den dicken Kopf zurechtsetzt!“ Noch ein heller Schrei, dann war alles still, und die Männer schliefen wieder ein.

Am Morgen fand man den Bären wohlbehalten in der Mühle, und nachdem der Müller seine Gäste mit Speis und Trank erquickt hatte, zog der Fremde mit seinem Bären unter herzlichem Danke von dannen. Und sieh', von Stund' an ließ sich kein Kobold mehr in der Mühle sehen. Der Bär musste es ihm verleidet haben. Wer war glücklicher darüber als der Müller?

So ging wohl ein ganzes Jahr dahin. Da, an einem dunklen Abend, öffnete sich leise die Tür, und zum Schrecken des Müllers steckte der Kobold seinen unförmigen Kopf in die Stube und sagte: „Möller, Möller lewet ju grote, schwarte Katt' noch?“ Rasch fasste sich der Müller und rief: „Ja, deh lewet noch un hett sewen Jungen!“ Da schlug der Kobold entsetzt die Tür zu und ist seitdem nie mehr wiedergekommen.

Nassenheide

Der seltsame Fremdling

Eines Tages klopfte es an die Tür eines Büdnerhauses in Nassenheide. Als die Hausfrau öffnete, stand vor ihr ein alter Bettler, der sie demütig um ein Almosen bat. Die mitleidige Frau gab ihm einen Sechser und forderte ihn auf, ein Weilchen zu warten, da sie ihm einen Teller Gemüse herausbringen wollte, der noch vom Mittagessen übrig geblieben war. Der Bettler setzte sich wartend auf die Treppe, und zu ihm gesellte sich neugierig der zehnjährige Junge der Büdnerfrau. Da holte der Bettler aus seiner Jackentasche einen Zigarrenstummel hervor und sagte zu dem Jungen: „Paul Richard Max, hole mir ein Streichholz!“ Der Junge war erstaunt und erschreckt darüber, dass der Fremde seine drei Taufnamen kannte und lief ins das Haus, um seiner Mutter darüber Mitteilung zu machen.

Als die Frau nun hinausging, war der Bettler verschwunden, und auf ihre Umfrage bei den Nachbarn hatten diese einen Bettelmann überhaupt nicht bemerkt. Am nächsten Tage fand die Frau einen kleinen Beutel mit sechs Goldstücken. Sie gab den Fund sofort bei der Gendarmerie ab, erhielt ihn aber später zurück und durfte das Geld behalten, weil sich der Verlierer nicht gemeldet hatte. Seitdem glaubt die Frau felsenfest daran, dass der ihr erschienene Bettler ein guter Geist gewesen sei, der ihr die Goldstücke für ihre Mildtätigkeit und Ehrlichkeit zugedacht habe.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Neuhof

Der schwarze Pudel

Ein Bauer befand sich auf dem Heimwege von Neuhof nach Ludwigsau. Es war um Mitternacht, und der Vollmond schien mit hellen Strahlen auf den schlafenden Wald. Plötzlich bemerkte der Bauer einen schwarzen Pudel, der vor ihm auf der Waldschneise hin und her lief. Vergeblich versuchte er, den Hund anzulocken. Dieser blieb aber immer in einiger Entfernung von ihm und verschwand schließlich in ein Brombeergebüsch, das am Schneisenrand stand. Als der Bauer herantrat und mit der Taschenlampe in das Gebüsch hineinleuchtete, konnte er zu seinem Erstaunen das Tier nicht mehr entdecken, obgleich das Gebüsch nur klein und durchsichtig war. Dem Bauer wurde ängstlich zumute, und mit schnellen Schritten eilte er weiter. Schweißgebadet kam er heim.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Neuholland

Der Bocksdorn

Wenn auf einsamer Heide der Boden so mager ist, dass kein anderes Kraut gedeihen kann, dann hat der Bocksdorn immer noch genügend Lebensmöglichkeiten und zeigt seine schlanken stachelbewehrten Ruten. Er wird auch Teufelszwirn genannt, und die Sage erzählt, dass der Wanderstab des eifrigsten Wanderers aus seinem Holz geschnitzt sei. Der Bocksdorn spielt im Volksglauben eine große Rolle, und von ihm berichten zahlreiche Sagen. Eine davon ist folgende:

In einer Wirtschaft Neuhollands gaben die Kühe keine Milch mehr. Es musste also eine Hexe im Dorfe wohnen, die ihr teuflisches Spiel trieb. Wer es aber war, wusste niemand. Der zauberkundige Hirt gab dem geschädigten Bauern den Rat, das kranke Vieh derb mit einem Stock aus Bocksdorn zu verprügeln. Der Bauer tat das. Am anderen Tage bemerkte er, dass Gesicht und Haut seiner Nachbarfrau voll blutiger Striemen war. Da wusste er, dass er die gesuchte Hexe vor sich hatte, getraute sich aber nicht, ihr dies ins Gesicht zu sagen. Aber seine Prügelei hatte Erfolg gehabt. Das Vieh wurde wieder gesund und die Hexe wagte nicht mehr, es erneut erkranken zu lassen.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Neuendorf

Das verhexte Vieh

In Neuendorf war einem Bauern das gesamte Vieh erkrankt. Eine weise Frau sagte ihm, dass das Vieh verhext sei und gab ihm den Rat, eine schwarze Katze zu fangen und diese nachts zwischen 0.00 – 1.00 Uhr zu kochen. Je größer das Feuer sein würde, umso stärker wird das Gewissen derjenigen schlagen, die das Vieh verhext hätte. Der Bauer befolgte diesen Ratschlag. Noch während des Kochens kam eine junge Frau aus der Nachbarschaft zu ihm, schüttete den kochenden Inhalt des Topfes aus und beteuerte: „Morgen ist das Vieh wieder gesund!“ Das traf dann auch zu.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Oranienburg

Flötenkieker in Oranienburg

Es gibt Leute, die haben den sogenannten „sechsten Sinn“ und wissen mehr, als die anderen gewöhnlichen Sterblichen. In erster Linie sind es die Schäfer, die sich jahraus, jahrein im Freien aufhalten und sich mit der Natur eng verbunden fühlen. Sie kennen viele heilkräftige Kräuter und wissen heilkräftige Mittel bei Krankheiten an Mensch und Tier. Darüber hinaus haben sie die Gabe, in die Zukunft zu schauen. Aber auch andere Menschen besitzen manchmal diesen sechsten Sinn. In Niedersachsen werden sie „Flötenkieker“ genannt. Aus Oranienburg sind mehrere Beispiele hierfür bekannt:

...so lebte hier ein alter und gebildeter Mann, der sich auf dem Friedhof stets grüßend nach rechts und links verbeugte. Als er gefragt wurde, warum er dies tue, antwortete er traurig: „Ich sehe auf den Gräbern weiße und schwarze Gestalten sitzen. Wenn ich an einer schwarzen Gestalt vorübergehe, muss ich die grüßen, sonst passiert mir was Schlimmes!“

...der Bauer Düring aus der Gubener Gegend besuchte seinen Vetter in Oranienburg. Beide gingen in der Dämmerstunde über die Schlossbrücke in die Mittelstadt. Plötzlich bog der Bauer rechts in die Fischerstraße ein. Der Vetter glaubte, er wolle dort eine kleine Notdurft verrichten und ging langsam weiter. Der Bauer kam auch gleich hinterher und entschuldigte sich: „Ich bin nur deshalb in die Nebenstraße eingebogen, weil mir ein Leichenzug entgegen kam. Den darf ich nicht an mir vorbeilassen, sonst stößt mir ein großes Unglück zu.“

...der Flickschuster Schrobback aus der Kanalstraße wusste stets im Voraus, wann einem Bekannten ein gutes oder schlechtes Ereignis bevorstand. Im Traum erlebte er alles vorher. Er war darüber selbst so unglücklich, dass er sich schließlich das Leben nahm.

...der erste Soldat, der im 1. Weltkrieg fiel, war der Sohn des Kohlenhändlers Hahn. Als der Vater durch die Stadt ging, sprach ihn plötzlich ein fremder Mann an, der ihm mitteilte, dass sein Sohn in Belgien gefallen sei und ihm sein herzliches Beileid aussprach. Ehe der alte Hahn noch eine Frage stellen konnte, war der Fremde mit schnellen Schritten davongeeilt. Erschreckt lief Hahn nach Hause, aber seine Angehörigen wussten noch nichts von dem Todesfall. Erst eine Woche später traf die Todesbotschaft durch die Post ein.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Die Bibernellwurzel

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts herrschte im Lande die Cholera und forderte viele Opfer. Da kam eine schneeweiße Krähe angefliegen, setzte sich auf den Kirchturm von Oranienburg und schrie von oben herab: „Sammelt Bibernellwurzeln, kocht sie und esst sie!“ Die Leute folgten dem Rufe, bereiteten einen Schnaps aus den Wurzeln und tranken diesen. Das half! Allmählich verschwand die böse Krankheit wieder.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Mutter Ludwig

Mutter Ludwig aus Oranienburg war eine Witwe mit vier Kindern, für die sie mit allen Kräften sorgte. Sie wurde von den Einwohnern allgemein das „Kräuterweib“ genannt, weil sie von dem Überfluss des Waldes und der Fluren ihr Leben fristete. Sie holte Beeren und Pilze, sammelte Kräuter für die Apotheke und für den Hausgebrauch, verkaufte Feldblumen, suchte Gänsefedern auf den Dorfplätzen und war selbst im Winter nicht untätig. Da wurden Mistelzweige gesucht, Tannengrün mit Zapfen gepflückt oder Kien gesammelt. Ihre vier Kinder halfen ihr wacker dabei. Die Alte war ein Lexikon für Sagen, Sitten und Gebräuche. Sie war selbst sehr abergläubisch und vergaß nie, bevor sie den ersten Pilz im Walde pflückte, erst ihre Beschwörungsformel zu murmeln:

„Früh aufsteh´ ich, Pilze suche ich.
Den ersten Pilz, den mag ich nicht,
sonst kriege ich kein Pilzgericht.“

Sie verstand auch gut, durch unfehlbare Heilmittel Krankheiten zu heilen; deshalb wurde sie oft zur Besprechung der Rose (eine Gesichtskrankheit usw.) geholt. Daneben verdiente sie sich ihr Geld als Waschfrau, Leichenwäscherin und Botengängerin. Auch von anderen Pflanzen kannte sie verschiedene Sprüchlein: „Bibernell verscheucht die Seuchen schnell!“ Ein anderer Vers lautete: „Im Tau gepflückter Salbei macht uns von allen Gebrechen frei.“ Mutter Ludwig starb hoch betagt im Kreise ihrer Kinder, die dank ihres Fleißes alle einen ehrbaren Beruf ergriffen hatten.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Die weiße Frau

Durch die langen Gänge des Oranienburger Schlosses schleicht manchmal zur Nachtzeit eine weibliche Gestalt im weißen Hemd umher. Sie spricht kein Wort und tut auch keinem Menschen, der sie erblickt, etwas zuleide, sondern geht nur mit stummem Kopfnicken vorüber. Aber das Erscheinen der weißen Frau zieht immer einen Todesfall oder zumindest ein Unglück nach sich. Früher tauchte sie häufig auf; im Jahre 1887 aber zum letzten Mal. Seitdem hat sie sich nicht mehr gezeigt.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Der Selbstmörder

Ein Husar war wegen ungerechter Behandlung aus der Rathenower Garnison desertiert und bis nach Oranienburg geflüchtet. Als er sich hier vor seinen Verfolgern nicht mehr retten konnte, erhängte er sich im Oranienburger Schlosspark an einer alten Buche. Vorher aber ritzte er mit seinem Taschenmesser sein Bild in die Rinde der Buche ein. Die alte Buche mit dem Selbstbildnis des Husaren stand im hinteren Teil des Schlossparks und wurde bereits abgeholzt.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Der Wehrwolf

Vater Dehnert stapfte in der Winterzeit mit seinem Handwagen durch den Wald am Lehnitzsee, um trockenes Holz zu sammeln. Da sah er einen grimmigen Wolf auf sich zukommen. Er erschrak, fasste sich aber und schritt ruhig weiter. Da er wusste, dass es schon lange keine Wölfe mehr in den Wäldern gab, konnte es sich nur um einen Wehrwolf handeln. Der Wolf trottete eine Weile ruhig neben Dehnert. Als dieser an eine Wegkreuzung kam, brummte das Tier plötzlich: „Es ist dein Glück, dass du nicht ein Wort gesprochen hast!“ Darauf verschwand der Wolf im Dickicht. Vater Dehnert verzichtete auf weiteres Holz sammeln und begab sich eilig nach Hause. Trotz der bitteren Kälte gelangte er dort schweißgebadet an.

Anmerkung: Der Wehrwolf ist ein Mensch, der sich mit Hilfe eines Zaubergürtels in einen Wolf verwandeln kann und als solcher großen Schaden an dem Weidevieh anrichtet. Ferner glaubt der Volksmund, dass Geister, Dämonen und Zauberer niemals einen Kreuzweg überschreiten.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Die drohenden Wolken

Kurz vor dem Ausbruch des 1. Weltkrieges konnte man in Oranienburg und Umgebung eine merkwürdige Wolkenbildung beobachten. Eine weiße Wolke in Form einer lang gestreckten Hand war am westlichen Himmel zu sehen, die drohend ihre fünf gespreizten Finger nach Osten zeigte. Im Westen lag ja England, und verschiedene abergläubische Leute betrachteten dieses Wolkenbild als ein übles Vorzeichen und prophezeiten einen baldigen Krieg mit England, der ja dann auch bald eintraf.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Pinnow

Die Fallbrücke im Schloss Pinnow

Die Junker und Gutsbesitzer im Mittelalter übten selbst das Amt des Richters in ihrem Bereich aus. So befindet sich unter dem Rittersaal des Schlosses Pinnow ein geräumiger Schacht, der 4m tief ist. Hier hängen noch drei Gewichte, von denen jedes 2,20 Zentner schwer ist. An den Gewichten hängen Seile. Diese Einrichtung gehörte zu einer Fallbrücke, auf die der Verurteilte gestellt wurde und die dann in die Tiefe sank, so dass sich der am Strick hängende Verurteilte das Genick brach. Vom Schloss Pinnow führt auch ein unterirdischer Gang nach der früheren Burg Bötzwow (Oranienburg).

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Sachsenhausen

Der gefundene Schatz

In Sachsenhausen wohnte ein armer Treidler, dem es wirtschaftlich sehr schlecht ging, zumal er wegen eines Fußleidens seinen Beruf nicht mehr ausüben konnte. Eines Nachts träumte er, dass er zum Krähenberg gehen müsste, um dort sein Glück zu machen. Am nächsten Morgen ging er wirklich dort hin und traf einen Zwerg. Als er ihn von seinem Traum erzählte, lachte der Kleine laut auf und rief: „Auch ich habe heute Nacht einen Traum gehabt. Ich ging in das Dorf hinein und sah in einem Garten einen alten Birnbaum. Als ich dort grub, fand ich einen großen Schatz.“ Als der Zwerg dieses erzählt hatte, fügte er noch lachend hinzu: „Träume sind Schäume. Ich glaube nicht daran und gehe natürlich NICHT hin.“ Der Treidler ging traurig heim. Da fiel sein Blick gerade auf seinen alten Birnbaum, der hinten im Garten stand. Wie unter einem Zwange stehend, ergriff er einen Spaten und fing an, am Stamm herum zu graben. Dabei stieß er auf eine eiserne Kasette. Als er diese öffnete, sah er, dass sie bis zum Rande mit Goldstücken gefüllt war. Nun war alle Not vorbei, und aus dem armen Mann war ein reicher Herr geworden. Er konnte es sich jetzt leisten, seine Fußkrankheit bei einem berühmten Arzt völlig auskurieren zu lassen und lebte glücklich und ohne Sorgen.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Schildow

Schildower Streiche

Man darf Schildow nicht mit dem berühmten Städtchen Schilda verwechseln, das in Sachsen liegt und wegen seiner Schildbürgerstreiche sogar weltberühmt geworden ist. Auch in dem Dorfe Schildow wohnen genug Schalksnarren. Es ist daher nicht verwunderlich, dass die Einwohner wegen verschiedener Vorkommnisse von den Nachbardörfern unbarmherzig geneckt werden. Ziemlich bekannt ist folgende Geschichte:

Da haben die Schildower einmal Kartoffeln gerodet, und sie konnten gar kein Ende finden, so sehr sie auch danach suchten. Schließlich schickten sie einen piffigen Kerl nach Schönfließ. Der sollte die Schönfließer schön bitten, ob sie es ihnen nicht sagen könnten. Die hilfsbereiten Nachbarn sagten diesem das Wort „Ende“ (denn die ganze Ratlosigkeit der Schildower lag ja nur darin, dass sie eben dieses Wörtchen aus ihrem Gedächtnis so ganz verloren hatten und dass sie somit auch beim Kartoffelhacken kein Ende finden konnten). Da er es nun wieder hatte, war unser Schildower glücklich. Stolz machte er sich auf den Heimweg.

Als er jedoch auf den Gerstenberg kam, bemerkte er zur rechten Hand auf dem Stoppelfeld einen Hasen. Da er so nahe war, musste er ihn doch haschen und rannte ihm nach. Er fing ihn aber nicht, und als er enttäuscht auf den Gerstenberg zurückkam, da war ihm ja das „Ende“ wieder entfallen. Er schämte sich, wegen dieser Sache noch einmal in Schönfließ nachzufragen, und so holte er sich einige Männer aus Schildow herbei; sie sollten mit nach dem Gerstenberg kommen und ihm suchen helfen, was ihm dort soeben entfallen sei. So machten sie dann die Männer auf und suchten den ganzen Gerstenberg ab.

Vorsorglicherwise hatten alle ihren Spaten mitgebracht. Und da sie oben nichts fanden, fingen sie an, ein Loch zu graben, denn sie vermuteten, dass es in den Berg hineingefallen wäre. Als sie nun schon ein gewaltiges Loch gegraben hatten, da stöhnte einer: „Nun haben wir schon so ein Ende gegraben und ...“, „Halt“, rief derjenige dazwischen, der das Wort hier verloren hatte, „da haben wir es ja!“, „Ende heißt es!“ Und vergnügt konnten sie nun heimgehen und ihre Kartoffeln zu Ende graben.

Eine andere Geschichte ist Folgende: Auf einem Platze lag ein großer Erdhaufen, und die Schildower beratschlagten, wie sie diesen entfernen konnten. Endlich fand der Bürgermeister einen hervorragenden Ausweg, der jubelnd begrüßt wurde. Nach seinen Anweisungen wurde also ein großes Loch gegraben, der alte Erdhaufen von seinem Platz hierher gekarrt und in die Grube hineingeworfen. Nach getaner Arbeit aber konnten sich die Arbeiter nicht erklären, warum jetzt ein neuer Haufen in gleicher Höhe entstanden war.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Der vertriebene Storch

Im Dorfe Schildow nistete vor langer Zeit auf einem Scheunendache ein Storchenvater, das bekanntlich die kleinen Kinder zu den Familien bringt. Dabei passierte es dem Storchenvater, dass er sich irrte und manchmal auch den unverheirateten Mädchen des Dorfes ein Neugeborenes brachte. Darüber waren die Schildower so erbost, zerstörten das Nest und vertrieben das Storchenvater. Ob seitdem die ledigen Mädchen Ruhe hatten, ist leider nicht bekannt geworden.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Schmachtenhagen

Der Kobold in Schmachtenhagen

Im Hause des Bauern Stein in Schmachtenhagen wohnte ein Kobold. Dieser Hausgeist brachte dem Besitzer Gesundheit und Glück und schützte das Gebäude vor Brandschaden. Daher wurde er nicht nur geduldet, sondern jeden Abend wurde ihm eine Schale Milch hingestellt. Das ganze Dorf wusste von dem „Steenschen Kobold.“ Bei dem Bauern diente ein junger Knecht namens Milewski, der eines Tages heimlich einen Apfel aus der Bodenkammer stahl und aß. Gleich danach stellte ihn die Bäuerin hierüber zur Rede. Der Knecht gestand den kleinen Diebstahl sofort ein und fragte nur erstaunt, woher denn eigentlich die Bäuerin davon wüsste. Da lachte diese und sagte: „Det hat mi unser Kobold vertellt!“ Seitdem getraute sich der Knecht nie wieder, heimlich einen Apfel zu nehmen.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Schweizerhütte

Der Bibelberg bei Schweizerhütte

Vor mehr als 100 Jahren, als die Wälder der Mark noch groß und wildreich und die Flüsse des Landes noch breiter und tiefer waren als heutzutage, lebte in Schweizerhütte bei Malz ein Schäfer namens Johann Albrecht. Derselbe war fromm und gottesfürchtig und ein treuer Hirte seiner Herde. Allsonntäglich hielt er auf einem in der Nähe, hart am Ufer der Havel, gelegenen Hügel, welcher etwa 100 Meter Umfang hatte, eine Andachtsstunde ab. Sein Weib und seine Kinder, Büdner und Tagelöhner aus Schweizerhütte, Schiffer, die auf den nahen Ablagen vor Anker lagen, und fahrende Schüler waren seine Zuhörer. Stets las er ihnen auch aus seinem dicken, schwarzen Bibelbuche ein Wort der Liebe und des Trostes vor, und jedermann lauschte gern der machtvollen Rede des einfachen Mannes. Als er starb, wurde er auf den von Föhren beschatteten Hügel in feierlicher Weise begraben, seine Bibel ward ihm mit ins Grab gelegt. Der Grabeshügel, fortan „der Bibelberg bei Schweizerhütte“ genannt, wurde zum Wallfahrtsort wanderfroher Jugend, die bis auf den heutigen Tag alljährlich an dieser geweihten Stätte das Fest der Sonnenwende feiert.

Quelle: Max Rehberg, „Aus dem Sagenschatz der Heimat, Oranienburg“, 1923

Sommerswalde

Die Gründung Sommerswaldes

Im Revolutionsjahr 1848 musste der preußische Prinz Wilhelm, wegen seiner aggressiven Einstellung der „Kartätschenprinz“ genannt, vor der Wut der Berliner Volksmassen nach England flüchten. Unter dem Namen „Lehmann“ als Postillion verkleidet, führte sein Fluchtweg zuerst nach der Untermühle bei Birkenwerder, wo er sich erfrischte und seine Kleider wechselte. Weiter ging die Flucht nach Schwante. Nördlich des Dorfes wohnte mitten im Walde der Holzarbeiter Sommer, der dem Prinzen weiterhin behilflich war. Als Dank dafür erhielt er später eine große Geldsumme. Er ließ sich an der Stelle seines bisherigen Wohnsitzes ein stolzes Schloss erbauen, das er „Sommerswalde“ nannte, und erwarb auch den gesamten umliegenden Wald.

In Wirklichkeit ist es aber so: Sommer war ein Millionär, der das Schloss nach dem Vorbild des heutigen Reichstages in Berlin erbaute und 1888 auch das Rittergut Schwante mit seinen Vorwerken erwarb. Der Spitzname „Lehmann“ ist seit der Prinzenflucht von 1848 für die jeweiligen regierenden Häupter Preußens und Deutschlands geblieben. Der Vorname „Tute“ ist eine spöttische Anspielung auf die Tätigkeit des Postillions, der ja oft in sein Horn tutet. Noch heute ist in Berlin und der Mark für viele Männer namens Lehmann der Spitzname „Tute“ gebräuchlich.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Staffelde

Wie die Bredows den Krallen des Teufels entkamen

Bereits in der Mitte des 15. Jahrhunderts gehörte die Familie von Bredow zu den größten Grundbesitzern im Osthavelland. Adalbert Kuhn beschrieb im Jahre 1843 die Herkunft dieser Familie so:

„Der Teufel führte eines Tages eine Musterung aller Edelleute auf der Erde durch. Alle diejenigen, die nicht bereit waren, mit ihm weiter zusammenzuarbeiten, steckte er in einen großen Sack und flog mit ihnen in Richtung Hölle. Wie sie gerade über der Stadt Friesack hinwegflogen, streifte der Sack etwas die Kirchturmspitze. Ein riesiges Loch wurde gerissen und eine ganze Gesellschaft von Edelleuten, etwa ein Viertel derjenigen, die sich im Sack befanden, fiel heraus, ohne dass der Teufel es merkte. Es war vor allem die Sippe der Bredows, die froh darüber war, auf diese Weise den Krallen des Teufels entkommen zu sein. Zu Erinnerung nannten sie die Stadt, in der der Sack ein Loch bekommen hatte Friesack.“ ...

... Die alten slawischen Siedler bezeichneten die Stadt Friesack als Ort, wo die Heide wächst. Von hier aus verbreiteten sich die Bredows über das ganze Havelland, wo sie bekanntlich eine ganze Menge von Rittergütern und Dörfern ihr Eigen nannten. Die Namen dafür wurden von den Bredows ausgesucht, und zwar meistens nach der Richtung, in die die einzelnen Mitglieder der Familie Bredow gingen. Der älteste Bruder, der in Friesack verblieb, soll zu seinem Bruder gesagt haben „daa beß hin“. Daraus entstand der Name „Pessin“. Der Dritte Bruder nannte seine Ansiedlung „Land in“. Daraus entwickelte sich der Name „Landin“. Der Name bezeichnete eine Ansiedlung, wo rankende Pflanzen wachsen. Ein vierter Bruder ging in die gleiche Richtung wie der Zweite und erbaute sich „Selbelang“. Die Slawen nannten es Schildkrötensumpf. Der fünfte Bruder ging in die Richtung nach rechts und sagte „Retz too“. Daraus entstand „Retzow“, ein Ort, wo die Luchse zuhause waren. Der sechste Bruder gab seinem Dorf seinen eigenen Namen „Bredow“. Übrig blieb der siebente Bruder. Dieser murmelte vor sich hin und sagte zu sich selbst: „Am besten du stapfst in das Feld hinaus.“ Danach soll das Dorf „Staffelde“ benannt worden sein.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt, 2010

Stechlin

Das untergegangene Dorf im Stechlinsee

Über die Stelle, wo angeblich ein Dorf untergegangen ist, kann man zuweilen, so wurde behauptet, aus dem Wasser herauf das Läuten der Glocken vernehmen. In der Nähe der nördlichen Spitze des Stechlin, die Kreuzlanke genannt, befindet sich ein Luch. Der Sage nach erscheinen dort dem nächtlichen Wanderer drei Jungfrauen mit brennenden Laternen und führen ihn so in die Irre, dass er stundenlang laufen muss, ehe er den rechten Weg wiederfindet.

Quelle: „Sagen aus dem Bezirk Potsdam“, Potsdam, 1989

Teschendorf

Die scheuen Pferde

Ein Bauer fuhr mit seinem Leiterwagen von Grüneberg nach Teschendorf. Unterwegs begegnete ihm ein altes Weib, das ihn bat, mitfahren zu dürfen. Aber der unfreundliche Bauer lehnte ab und trieb die Gäule zur schnelleren Gangart an. Doch diese fingen an zu schnaufen und liefen in rasender Eile vorwärts. Nach einigen hundert Metern blieben sie plötzlich stehen und waren trotz Bitten, Schelten und Schlagen nicht mehr von der Stelle zu bringen. Schließlich brachen sie zusammen und verendeten vor den Augen des entsetzten Bauern. Inzwischen war die Alte nachgekommen und fragte: „Na, Bauer, nimmst Du mich jetzt mit?“ Nach diesen Worten war sie plötzlich verschwunden.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“, entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Die Gans im Brunnen

Einst wurde in Teschendorf ein Brunnen gegraben. Da erschien plötzlich aus dem Grunde desselben eine Gans, welche einen Zettel um den Hals trug, der die Leute davor warnte, weiter zu graben, sonst würde es ihnen schlecht ergehen. Das Graben wurde infolgedessen eingestellt.

Quelle: Max Rehberg, „Sagenschatz der Heimat“, Oranienburg, 1923

Der Riesenstein in Teschendorf

Noch in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts lag in Teschendorf, unweit der Neuendorfer Stege, ein ziemlich großer Stein, der vielleicht 20 bis 30cm aus der Erde hervorragte. Seine Länge mochte einen Meter betragen. Auf der Oberfläche bemerkte man den Abdruck einer großen Hand. Vor alten Zeiten, so erzählt die Sage, als das hereinbrechende Christentum den heidnischen Glauben aus der hiesigen Gegend verdrängte und schon in manchen Orten die Glocken die Gläubigen in die Kirche einluden, versuchte ein Riese mit diesem Stein vom Dorfe Grüneberg her, das von Teschendorf durch einen See getrennt ist, den schmalen Turm der Teschendorfer Kirche einzuwerfen, verfehlte denselben aber in seinem Übereifer. Beim Bau der Chaussee nach Gransee(1836) ist dieser Stein jedenfalls ausgegraben und verwendet worden.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Eine Hexengeschichte

In Teschendorf wohnte eine Hexe, die anderen Leuten gern Schaden zufügte. Als eines Tages einem Bauern das Vieh erkrankte, hatte er gleich die alte Hexe als Urheberin in Verdacht. In der folgenden Nacht konnte die Bauersfrau wegen Zahnschmerzen nicht schlafen. Sie stieg daher aus dem Bett und stellte sich an das offene Fenster. Es war gerade Mitternacht, und die Wanduhr schlug zwölf Schläge. Da bemerkte die Bäuerin, wie die als Hexe bekannte Alte auf allen Vieren über den Hof kroch und im Stall verschwand. Nach einer Weile kam sie wieder und begab sich kriechend in ihre Wohnung zurück. Als am nächsten Tage die Bäuerin die Hexe darüber zur Rede stellte, stritt diese den nächtlichen Vorgang entrüstet ab. Das Vieh wurde am gleichen Tage wieder gesund.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Tornow

Die Hexe im Teufelssee

In der Nähe der früheren Försterei von Tornow liegt ein kleiner, dicht umschatteter kreisrunder See. Sieder See, der Teufelssee, heißt es, habe seinen Namen daher erhalten, dass man einst versucht habe, den Teufel darin weiß zu waschen. Aber es gibt noch eine zweite Version der Geschichte:

Es soll eine schlimme Hexe namens Klöchner hier ihr Unwesen getrieben haben. Schon sehr oft, so erzählen alteingesessene Angler, sei sie, wenn im See einer angelte, blutrot aus der Tiefe des Wassers emporgestiegen und habe den einsamen Angler an Land getötet oder ihn in das kühle Wasser hinabgezogen. Vergebens suchte man nach einer Lösung, um diesem Treiben ein Ende zu bereiten. Da kam man auf den Gedanken, sie zu erschießen. Aber so oft man es versuchte, keine Kugel wollte sie treffen; jeder leichtsinnige Schütze konnte von Glück sagen, wenn die Kugel nicht auf ihn selbst zurückprallte. Da kam einer auf die Idee, man solle nur eine silberne Kugel in das Gewehr laden, dann würde man sie auf jeden Fall treffen, denn eine Hexe könne nur mit Silber erschossen werden. Aber man befolgte diesen Rat nicht, weil es auf die Dauer zu teuer geworden wäre, nur mit Silber zu schießen. Schließlich soll es aber eines Tages gelungen sein, die Hexe mit dem Milchbrot in eine Flasche zu locken und diese fest zu verkorken. Aber unterwegs soll der Flaschenverschluss aufgegangen sein und die Hexe entkam. Nun soll sie allerdings an anderer Stelle ihr Unwesen treiben.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt, 2010

Vehlefanzen

Mise Pupise

Ein Bauer ging den Feldweg bei Vehlefanzen entlang. Da sah er einen grauen Kater am Wege sitzen, der sich putzte. Er unterbrach seine Arbeit und sprach den Bauern an: „Wenn Du nach Hause kommst, dann grüße Mise Pupise von mir!“ Der Bauer wunderte sich, dass das Tier sprechen konnte und den Namen seiner Katze kannte. Als er daheim angelangt war, kam ihm seine graue Katze entgegen. „Mise Pupise“, sagte er zu ihr, „ich soll Dich von einem fremden Kater grüßen!“ Da miaute die Katze vor Freude: „Das ist mein Bruder!“ Mit einem Satz sprang sie davon, lief in das Feld hinaus und ließ sich nie mehr sehen.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“, entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Schön-Kathrein von Vehlefanzen

Nahe am Weinberg bei Vehlefanzen soll in früherer Zeit ein Karpfenteich gewesen sein. Ein kleiner Fließ kam daraus hervor und führte sein Wasser in den Kremmener See. Seit man den Teich abgelassen hat, war daraus ein Wassergraben entstanden, der eine Wassermühle antrieb. In dieser Wassermühle lebte ein Müller mit seiner Frau und seinem Sohn. Da die Müllersleute arm waren, konnten sie sich keine Magd leisten. Dafür nahmen sie eine arme Verwandte auf, die ihnen bei der Arbeit half. Der Müllersohn und die schöne Kathrein, so hieß das Mädchen, verliebten sich. Da aber beide so arm waren, verweigerten die Eltern ihre Zustimmung zur Hochzeit. Als nun die schöne Kathrein wieder einmal in einsamer Nacht schlaflos in ihrer Kammer lag, bemerkte sie plötzlich ein Licht und hörte jemanden ihren Namen rufen. „Kathrein, Kathrein, steh auf!“ Sie glaubte es wäre bereits Morgen und die Müllersfrau wollte sie wecken. Als sie Licht machen wollte, brannte plötzlich das Zunder nicht. Nun gewahrte sie, als sie zum Fenster hinausschaute, drüben am alten Weinberg ein Feuer, um das mehrere Leute lagerten. Einer von ihnen winkte ihr zu. Sie nahm einen großen Topf und ging hinunter, denn sie dachte: „da kannst du dir gleich ein paar Kohlen zum Feuer anmachen holen.“ Doch als sie die Kohlen auf den Herd schüttete, ging das Feuer aus. Auch beim zweiten und beim dritten Mal ging es nicht besser. Als Kathrein nochmals Kohlen holen wollte, hörte sie eine Frauenstimme sagen: „Nun ist aber genug.“ Betrübt ging sie in ihr Zimmer zurück und legte sich ins Bett. Da hörte sie die Uhr eins schlagen. Lange kam sie nicht zur Ruhe und kurz nachdem sie endlich eingeschlafen war, hörte sie die Müllerin rufen. Schweißgebadet wachte sie auf, denn die Müllersfrau rief mit schriller Stimme: „Kathrein, Kathrein, was hast du auf den Herd geschüttet?“ Und siehe da, auf dem Herd lagen glitzernde Goldstücke. So wurde über Nacht aus der armen Verwandten eine reiche Partie. Kathrein konnte endlich ihren Liebsten, den Sohn des Müllers, heiraten und wurde glücklich.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt 2010

Die Schlacht bei Vehlefanzen

Nach der preußischen Niederlage bei Jena war ganz Deutschland von französischen Truppen besetzt. So soll sogar der Kaiser Napoleon sich selbst einmal in der Gegend von Vehlefanzen aufgehalten haben. An einem kalten Wintertage befand sich ein Einwohner von Vehlefanzen im Walde und hörte dort ein Krachen, das vom Sturz eines gefällten Baumes herrührte. Er aber glaubte felsenfest, dass französischen Soldaten geschossen hätten, lief eilig in das Dorf zurück und erzählte aufgeregt sein Erlebnis. Die Bauern von Vehlefanzen waren todesmutig, bewaffneten sich mit Äxten und Forken und holten sich Verstärkung aus Groß-Ziethen und Schwante. Dann setzte sich die gesamte Streitmacht in Bewegung und drang gegen den vermeintlichen Feind im Walde vor. Aber nirgends ließ sich ein Franzose blicken, und froh kehrten alle wieder in ihre Dörfer zurück. Das war die berühmte „Schlacht“ bei Vehlefanzen. Noch heute sagen die alten Vehlefanzen schmunzelnd: „Hätt uns nich hulpen Schwant und Ziehen, wie hätten all int Gras rinbitten!“

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“, entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Wensickendorf

Teufelssee und Teufelseiche

Unweit des Forsthauses Wensickendorf liegt der Teufelsgrund. Früher war ein tiefer See vorhanden, welcher der „Teufelssee“ hieß, weil hier der Böse sein Unwesen trieb. Dicht am Ufer stand eine dicke Eiche, die „Teufelseiche“, an der der Teufel seinen Kahn befestigt hatte.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“,
entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Zernikow

Der Schlitterstein von Zernikow

Der Block, um den sich die meisten Sagen weben, ist der Schlitterstein von Zernikow. Der Stein liegt auf der Dorfstraße vor der Kirche und ist ca. 80 cm hoch. Auf seiner südlichen Seite hat er 3 flache, 5 cm breite, schalenförmige Vertiefungen, während 2 weitere natürliche Auswitterungen zu sein scheinen. Wie in der Haaseschen Sagensammlung steht, wohnte dereinst in Gransee ein Riese, der, als in Zernikow die erste Kirche der Gegend gebaut wurde, aus Ärger hierüber den großen Stein nahm und von seiner Burg nach der Kirche schleuderte. Aber trotz der großen Kraft, die er zum Wurf verwendete, so dass sogar seine Finger sich in dem Steine abdrückten, warf er um einige Schritte zu kurz, und der Stein fiel daher auf die Stelle, wo er heute noch liegt.

K. Becker erzählt, was ihm die alte Frau Jacob über den Stein mitgeteilt hat. Danach lebte in Zernikow vor alter Zeit ein Graf, der seine schöne Tochter mit einem Ritter aus den Menzer Bergen verlobt hatte. Bei der Jagd verirrt sie sich bei der Verfolgung eines Hirsches und kommt zu den Granseer Bergen wo in zerfallener Burg ein heidnischer Riese haust. Derselbe schleppt sie auf seine Burg, um sie zu zwingen, seine Frau zu werden. Sie erreicht jedoch, dass er erst die Einwilligung ihres Vaters erbitten will. So macht er sich denn mit ihr und seinem Gefolge auf den Weg nach Zernikow. Der Vater war aber bereits gegen die Riesenburg vorgerückt. Er kehrt zurück und zwischen Königstädt (Wolfsruh) und Woltersdorf kommt es zum Kampf, bei dem Mädchen die Flucht nach Zernikow gelingt.

Der Graf erbaut aus Dank für die Rettung seiner Tochter eine Kirche. Als die Glocke zur Hochzeit läutet, eilt der Riese ergrimmt aufs Neue zum Kampf gegen Zernikow. Im Wolfbruch zwischen Rauschendorf und Woltersdorf, kommt es abermals zum Kampf. Der Riese schleudert von hier Steine gegen die Kirche, von denen einer dicht vor der Kirche niederfällt. Der Riese wird gefangen, und es werden ihm von einem Menzer Köhler die Augen ausgestochen. Danach wird er in den Stechlin-See gestoßen. Der von ihm geschleuderte Stein aber sank immer tiefer in die Erde, und noch heute sieht man den Abdruck der Riesenhand. Auffallend ist bei dem Stein noch die Bezeichnung Schlitter- oder Schlidderstein. ...

... W. Krause: „Mir erzählte vor kurzem ein Einwohner über die Bedeutung des Steins Folgendes: Schlidderstein deswegen, weil unfruchtbare Frauen, die also Kinder haben wollten, aber keine bekamen, mit dem nackten Hintern heruntergeschliddert seien, weil sie glaubten, dadurch würde ihre Kinderlosigkeit beendet sein, denn der Stein übt eine Fruchtbarkeit aus.“

Quelle: „Sagen aus dem Bezirk Potsdam“, Potsdam, 1989

Zootzen

Der Teufel und die Holzhauer

Als die Holzhauer aus Zootzen eines Morgens zur Arbeit kamen, fanden sie das tags zuvor aufgeklafterte Holz umgestoßen. Sie schimpften und dachten, die Knechte aus dem Dorfe hätten es getan. Sie setzten die Klafter wieder zusammen, doch am nächsten Morgen waren sie wieder umgestoßen. Da beschlossen sie, einer von ihnen solle Nachtwache schieben. Weil sich niemand freiwillig meldete, wurde einer ausgelost. Als es dunkel wurde, zündete der Wächter ein Feuer an und spaltete aus lauter Langeweile Holz.

Zwischen Mitternacht und ein Uhr kam plötzlich ein kleiner, roter Mann und fragte ihn: „Warum setzt du denn immer einen Keil in den Spalt im Holz? Das kannst du doch mit den Händen auseinanderreißen.“ Der Holzhauer fragte zurück: „Kannst du es denn?“, worauf der Kleine antwortete, er könne. Darauf suchte der Holzhauer einen dicken Eichenklotz aus, schlug mit der Axt hinein und setzte einen Keil in den Spalt. Wie nun der kleine, rote Mann den Klotz auseinanderreißen wollte, zog der Holzhauer flugs den Keil aus dem Spalt und klemmte dem Teufel die Finger ein. Der aber fing an zu schreien. „Setz doch den Keil wieder ein! Setz doch den Keil ein!“ Der Holzhauer jedoch nahm einen dicken Knüppel und gerbte ihm tüchtig das Fell. Je lauter der Teufel schrie, desto kräftiger schlug er zu und fragte dabei „Willst du uns nochmal das Holz umstoßen?“ Endlich gelang es dem Teufel, seine Finger aus der Klemme zu ziehen. Als er davonrannte, rief er dem Holzfäller zu: „Nun stoße ich Euch die Klafter erst recht um!“

Als am nächsten Morgen die Holzhauer in den Wald kamen, erzählte der Wächter, was er erlebt hatte. Er unterbreitete den Vorschlag, an jeden Klafter Holz einen Klotz mit einem Keil hinzustellen. Wie nun in der folgenden Nacht der Teufel wiederkam, um den Holzstapel umzuwerfen, sah er den Klotz am ersten Klafter und rief: „Hu, da ist der Klotz!“ und beschaute seine zerschundenen Finger. Darauf ging er weiter zum zweiten Klafter, auch hier fand er einen Klotz und ebenso an allen anderen. Da lief er voller Angst davon und wurde niemals wieder gesehen.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt, 2010

Vater Dankow und der Teufel

In Zootzen hütete einst ein alter Kuhhirt, Vater Dankow geheißen, seine Herde. Abends kehrte er nicht in sein Dorf zurück, sondern schlief draußen in einer Hütte, die er sich selbst gebaut hatte. Eines Abends, als sich der Alte kaum zur Ruhe gelegt hatte, vernahm er plötzlich eine schöne Musik. Er stand auf, ging vor die Tür und horchte. Sehen konnte er aber nichts. Wie er aber um die Hütte herumging, sah er ein kleines, rotes Männchen dasitzen und Harmonika spielen. „Na, Vater Dankow“, redete ihn der Kleine an, „wie gefällt euch meine Musik?“ „Oh, prächtig“, erwiderte er. Da fuhr der Kleine fort und fragte: „Wollt ihr nicht ein Tänzchen dazu wagen?“ „Warum nicht? Wenn nur ein hübsches Mädchen hier wäre!“ Kaum hatte er das gesagt, da stand plötzlich ein junges Mädchen vor ihm, packte ihn am Arm und tanzte mit ihm los. Vater Dankow rief: „Man sachte! Man sachte! Ick kann so doll nich mehr.“ Je mehr er aber rief, umso toller tanzte sie mit ihm. Er verlor seine Schuhe, seine Mütze und zerriss sich sein Zeug. Endlich ließ ihn das Mädchen los. Unter einer großen Eiche fiel er nieder und schlief ein.

Als am anderen Morgen die Mädchen aus dem Dorfe kamen, um die Kühe zu melken, wunderten sie sich, dass Vater Dankow noch nicht aufgestanden war. Sie sahen in der Hütte nach, fanden aber das Bett unbenutzt vor. Nach langem Suchen fanden sie ihn, schlafend unter der großen Eiche. Sie weckten ihn und fragten, wieso er hierhergekommen sei. Nun erzählte er ihnen seine Geschichte. Die Mädchen fingen an zu lachen und neckten ihn, er hätte das nur geträumt. Er aber blieb dabei und sagte: „Kieckt doch mal, ick häv doch allet verlor.“ Nun suchten die Mädchen seine Sachen und fanden sie verstreut im Wald umherliegen. Sie brachten den noch ganz verwirrten Alten in seine Hütte zurück. Wann immer danach eine noch so schöne Musik an seine Ohren klingen mochte, sie konnte ihn nicht verführen, denn niemals wieder verließ der Alte spät abends seine Hütte.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt, 2010

Zühlsdorf

Der Zwergberg bei Zühlsdorf

Auf dem Zwergberg bei Zühlsdorf konnte man früher des Nachts Zwerge sehen. Diese trugen Laternen und machten nicht selten auch ein Feuer an. Bei einem Feste, das die Zwerge veranstalteten, wurde ein Fass Bier umgestoßen. Noch heute ist diese Stelle zu sehen. Der Sand ist dort feucht und gelblich. Selbst im heißesten Sommer wird die Stelle nicht trocken.

Quelle: Max Rehberg, „Aus dem Sagenschatz der Heimat“, Oranienburg, 1923

Der Zühlsdorfer Kobold

Ein Mädchen trug seinem Onkel, der im Walde arbeitete, Mittagsbrot zur Arbeitsstelle. Eines Tages sah es den arbeitenden Männern eine Weile zu. Da fiel ihm auf, dass der Nachbar des Onkels mit dem Ausgraben eines Stubbens so schnell fertig wurde. Es machte den Onkel auf einen Vogel aufmerksam, der ganz in der Nähe des Nachbarn herumhüpfte. Der Onkel sagte: „Verhalte dich ganz still, das ist der Kobold, der uns bei der Arbeit behilflich ist.“

Quelle: Max Rehberg, „Aus dem Sagenschatz der Heimat“, Oranienburg, 1923

Das Quartier des Teufels

In der früheren Zeit soll es in der Nähe von Zühlsdorf einen See gegeben haben, den die Menschen den Teufelssee nannten. Einst legte ein Fischer seine Reusen in diesen See. Er wollte Giebeln fangen, deren es dort so viele gab. Als er am anderen Morgen kam, um die Fische auszulösen, da hingen alle Reusen oben in dem höchsten Baum am See. Als er das sah, begann er zu fluchen. „Was für 100 Teufel haben die Reusen an die Bäume geführt?“ Darauf vernahm er eine starke und grimmige Stimme, obwohl er niemanden sah: „Das haben nicht 100 Teufel, sondern mein Bruder Nickel und ich allein getan. Wenn du kein Unglück haben willst, dann trolle dich bald vom See!“

Neben dem Schild am Rande des Sees begrenzten riesige Bäume, darunter eine alte Teufelseiche, das Terrain. Der Sage nach soll der Teufel an dieser Eiche immer seinen Kahn angebunden haben, wenn er allein die Gegend durchstreifte. Der Stamm der Eiche war ausgehöhlt und innen bezog der Teufel sein Notquartier. Man erzählt sich, dass bald darauf der Fischer den Teufel verjagt haben soll, indem er abwartete, bis der Teufel sein Notquartier bezogen hatte. Kurz danach brach im hohlen Stamm der Eiche ein Feuer aus. Man soll nur noch einen Schatten und eine Wolke gesehen haben. Danach ließ sich der Teufel niemals wieder blicken.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt 2010

Sonstiges (ohne Ortsangabe)

Hochfliegende Wünsche

Ein Tappelbruder wanderte durch Busch und Hag. Als er an einem Bauerngehöft vorüberkam, entdeckte er in einem Gesträuch ein Hühnerei. Erfreut hob er es auf und sagte zu sich im Weitergehen: „Das Ei soll mir Glück bringen. Ich lasse es von dem Huhn eines Bekannten ausbrüten. Dann erhalte ich ein neues Huhn, das mir viele Eier legen wird. Nicht lange wird es dann dauern, bis ich einen großen Handel mit Federvieh und Eiern betreiben kann. Juchhe, dann bin ich ein reicher Mann!“ In seiner Freude tat er einen Luftsprung. Dabei zerbrach das Ei und mit diesem zerbrachen auch alle seine kühnen Wunschträume.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“, entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Die Schlacht in den Wolken

Im Frühjahr des Jahres 1675 sollen an verschiedenen Orten der Mark, auch vor den Toren Berlins, wunderbare Wolkengebilde erschienen sein, die nicht nur von den einfachen Leuten, sondern auch von Offizieren des Kurfürsten mit Staunen beobachtet wurden. Deutlich war da zu sehen, wie zwei starke Regimenter Fußvolk und Reiterei gegeneinander in den Lüften kämpften. Wie sie mit Degen aufeinander einhieben, dass man das Klirren der Klingen zu hören meinte, und Pistolen und Karabiner aufeinander abfeuerten, dass man deutlich den Pulverdampf sah. Eine volle Woche soll die Erscheinung gedauert haben. Im Sommer war dann die große Schlacht bei Fehrbellin. Da wussten die Leute, was die Kämpfe in den Wolken bedeutet hatten.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“, entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Der Wechselbalg

Eine junge Mutter hatte auf ihr neugeborenes Kind nicht aufgepasst. Da kamen die Koblode, nahmen das Neugeborene aus der Wiege und vertauschten es mit einem Wechselbalg. Die Mutter merkte anfangs nichts davon. Als aber das Kind bereits zwei Jahre alt war und immer noch keinen Laut sprechen konnte, kamen ihr Bedenken. Sie befragte deshalb eine weise Frau um Rat. Diese meinte, dass es sich um einen Wechselbalg handele und riet ihr, zehn Eier mit Schalen in ein Gefäß zu werfen. Die Frau folgte dem Rat. Als dies das Kind sah, öffnete es zum ersten Mal den Mund und rief verwundert: „Ick bin so olt, wie der Malzer Wold, doch hebb ick nie jewusst, det Eierschalen rin jemusst!“ Da merkte die Frau den Betrug, nahm eine Rute und trieb das Kind aus dem Hause. Als sie am anderen Morgen aus dem Schlaf erwachte, sah sie einen hübschen Knaben neben sich liegen, der sie fröhlich anlachte. Das war ihr richtiges Kind, welches ihr die Koblode wiedergebracht hatten.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“, entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht

Der Edelstein im brandenburgischen Kurhut

Am 8. Juli 1411 wurde der Burggraf von Nürnberg, Friedrich VI., vom deutschen Kaiser Sigismund zum „Obersten Verweser und Hauptmann der Mark Brandenburg“ bestellt. Im Juni 1412 traf er dann mit reichem fränkischem Gefolge in der Mark Brandenburg ein. Am 15. April 1415 erhielt er die Mark als Lehen. Drei Tage später erfolgte in Konstanz seine Berufung zum Kurfürsten und Erzkämmerer des Reiches und erblichen Markgrafen von Brandenburg. Er nannte sich Friedrich I. von Brandenburg und gilt als Begründer der Hohenzollern-Dynastie. Über diese Wahl zum Kurfürst mit edelsteinbesetztem Kurhut erzählt folgende Sage:

Nach Verkündung der Wahl zum Kurfürsten von Brandenburg soll um die Mitternachtsstunde, als er schlaflos in seinem Bett lag, eine wundervolle Erscheinung an Friedrich I. herangetreten sein. Sie war ein liebliches Wesen, halb Jungfrau, halb Kind. Es könnte ein Engel gewesen sein. Mit ihrer einschmeichelnden Stimme verkündete sie ihm viel Glück und viele Siege auf dem Schlachtfeld und überreichte ihm einen in allen Farben des Regenbogens schimmernden Karfunkelstein. Sie bat ihn, sich mit diesem Stein zu schmücken. Kurz danach verschwand die engelhafte Erscheinung.

Als der Morgen anbrach, glaubte der Burggraf, nur einen schönen Traum gehabt zu haben. Doch vor ihm lag der bewusste Stein, doch er glitzerte nicht mehr so wie in der Nacht zuvor in allen Farben, sondern war trübe und glanzlos. Friedrich warf ihn jedoch nicht verächtlich weg, sondern schloss ihn zum Andenken an den schönen nächtlichen Traum sorgsam in seiner Schatztruhe ein. Nach vielen schweren Tagen und viel Streit nahte endlich der Tag, an dem er im festlichen Schmuck in seine Brandenburgische Residenzstadt einziehen sollte. Doch, siehe da, von den Diamanten, die den Kurhut schmückten, war der kostbarste verloren gegangen.

Da erinnerte sich der Kurfürst an den Stein, den er vor langer Zeit von dem Engel als Geschenk erhalten hatte. Er holte ihn aus seiner Truhe hervor und versuchte, ob er in die Lücke passte. Kaum hatte der Stein den Hut berührt, so saß dieser so fest und sicher in der Fassung, dass man ihn nicht mehr drehen oder wenden konnte. Und auf einmal begann er so hell zu leuchten, wie kein anderer Edelstein um ihn herum. Dieser Stein des Engels wurde von nun an immer als Talisman vom Vater zum Sohn als das kostbarste Stück der brandenburgischen Krone vererbt.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt 2010

Der Kohldieb im Mond

Im Havelland behaupten die Leute, im Mond stehe ein Mann, der einen Kohlkopf in der Hand halte; einige von ihnen sagen, er heiße Christoph. Besagter Mann, so erzählen die Leute, wollte am Christabend Kohl essen; und weil es nun einmal Sitte ist und das ganze Jahr über Glück bringen soll, stahl er den Kohl kurzerhand, obwohl es der liebe Gott verboten hatte, nicht umsonst heißt es „du sollst nicht stehlen“. Und tatsächlich kam er nicht ungesühnt davon. ...

... Zur Strafe dafür wurde er nach seinem Tod in die Sonne verbannt. Da es dort aber auf die Dauer zu warm wurde, bat er den lieben Gott, er möge ihn doch woanders hinbringen. Der liebe Gott tat ihm den Gefallen und versetzte ihn in den kalten Mond, wo man ihn bei Vollmond, als Mann im Mond mit einem Kohlkopf, noch heute sehen kann.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt 2010

„Den hat Frau Goden wat bröcht“

Die Geschichte eines alten märkischen Sprichwortes

Für die alten Bewohner der vorgeschichtlichen Mark Brandenburg war jedes Ding beseelt. Alles und jedes hatte seinen Geist und so gab es neben der eigentlichen Gottverehrung überall noch Erd- und Wassergeister, Luft- und Feurgeister, Haus-, Feld- und Sumpfgeister. Über allen aber stand aber der über alles und alle herrschende, allmächtige Gott. Der Herr des Himmels und der Lüfte hieß Wode (der Wehende). Er zeigte sich im dahinbrausenden Wind und in Stürmen. Allmorgendlich schaute er mit seiner klugen Frau, Fricka, aus einem der Himmelfenster hinaus, um sich von dem Wohlergehen seiner Getreuen zu überzeugen. Frickas oder auch Freas Name ist im heutigen Wochentag Freitag enthalten geblieben. Sie war vor allem die Patronin der Frauen, die sich mit ihren Gebeten gern an die himmlische Hausfrau wandten.

Der Wode und seine Frau waren im 18. Jahrhundert noch überall bekannt. Die Namen änderten sich jedoch im Laufe der Jahrhunderte. Früher soll Fricka unter dem Namen Frau Gode mit besonderer Vorliebe in den „Zwölfen“, also in den zwölf Nächten vom 24. Dezember bis 6. Januar, die Spinnstuben aufgesucht haben, um säumige und faule Spinnerinnen zu bestrafen. Jede gute Tat soll sie reich belohnt haben.

So erhielt zum Beispiel ein Knecht, der ihr die Deichsel für den Dienstwagen gezimmert hatte, als Belohnung die abgefallenen Hobelspäne. Er warf sie ärgerlich ins Feuer, aber eine Handvoll Späne fiel daneben. Und siehe da, am nächsten Morgen waren aus den Spänen Goldstücke geworden. Einst soll ihr bei ihren Fahrten ein neugeborener Hund abhandengekommen sein. Ein Bauer fand ihn und zog ihn auf. Ein Jahr später verschwand das Tier und auf seinem Lager befand sich stattdessen ein Klumpen Gold. Ein altes märkisches Sprichwort lautet: „Den hat Frau Goden wat bröcht“. Man meint damit, dass es jemandem gut geht oder er besonderes Glück hat.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt 2010

Die Lüchtemännchen

Auf einer der zahlreichen Wiesen im Havelland hütete einst ein Hirte die Kühe seines Gutsbesitzers. Als er am Abend die Kühe nach Hause trieb, da stellte er fest, dass eine Kuh fehlte. Es ließ ihm keine Ruhe und er ging wieder zurück, um die Kuh zu suchen, fand sie aber nicht. Müde setzte er sich auf einen Baumstumpf, um sich eine Pfeife anzubrennen.

Auf einmal tanzten unzählige Lüchtemännchen (Irrlichter) um ihn herum. Sie kamen ihm so nahe, dass er jeden Moment dachte, sie würden ihm die Haare versengen. Deshalb nahm er einen Stock und schlug um sich. Aber je mehr er schlug, desto mehr Lüchtemännchen wurden es, sodass er endlich zugriff, um eins zu erhaschen. Es gelang, aber als er nachsah, fand er nur einen Knochen in seiner Hand; die Lüchtemännchen aber waren verschwunden. Den Knochen steckte er in seine Tasche und ging nach Hause.

Am Morgen darauf trieb er die Kühe wieder auf die Weide und siehe da, die verschwundene Kuh war wieder da. Abends sah er voller Staunen ein paar Lichter vor seinem Fenster. Als er das Fenster öffnete, packte ihn der Schrecken. Die gesamte Dorfstraße entlang tanzten Tausende Lüchtemännchen, die ihm zuriefen: „Gib uns unseren Bruder wieder oder wir stecken dir das Haus über'm Kopfe an!“

Da fiel ihm der Knochen wieder ein und er sagte: „Redet doch kein dummes Zeug, der Knochen kann doch nicht euer Bruder sein.“ Sie riefen immer lauter und lauter. Da er befürchtete, es könne ernst werden, nahm er den Knochen, legte ihn auf die flache Hand und hielt sie zum Fenster hinaus. Sogleich verwandelte sich der Knochen wieder in ein Lüchtemännchen und flatterte davon. Die anderen umringten jubelnd ihren wiedergewonnenen Bruder und hüpfend und tanzend verließen sie das Dorf. Keiner hat sie je wiedergesehen.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt 2010

Berliner Pflaster

„Der Sand um Berlin ist staubartig, und jetzt findet man auf den staubigen Landstraßen in der Nähe der Stadt nicht leicht einen größeren Stein“, so beschreibt B. Büsching im Jahre 1779 eine Reise von Berlin nach Kyritz. Die Gründe dafür lagen in der Anordnung der Kriegs- und Domänenkammer des Königreiches Preußen an die nachgeordneten Landräte. Darin wurde u.a. festgelegt, dass jedes Bauernfuhrwerk aus dem Lande, das nach der Residenz- und Hauptstadt Berlin fährt, zwei Feldsteine für den Straßenbau in Berlin mitzubringen und am Stadttor abzuliefern habe.

Die Schilderwachen hatten strengste Anweisungen, keinen Bauern ohne Steine nach Berlin hineinzulassen. Wer keine Steine hatte, wurde zurückgeschickt. Die schlaun Bauern nahmen aber diese Steine nicht aus ihren Dörfern mit, sondern von den Feldern und Straßen, die auf ihrem Wege nach Berlin lagen. Auf diese Art wurden die Straßen um Berlin „steinefrei“, zurück blieben nur Dreck und Staub. Das Sprichwort vom „teuren Berliner Pflaster“ erfuhr in jener Zeit wohl eine Umkehrung, passender dafür wären die Worte: Märkische Bauern machten Berlin steinreich.

Quelle: Hans Biereigel, „Sagen, Legenden und Geschichten aus dem Oberhavelkreis“, Erfurt 2010

Die Roggenmuhme

Wenn das Getreide am höchsten steht und die sommerliche Mittagshitze sich über Feld und Wiese ausbreitet, dann geht die Roggenmuhme um. Unsichtbar schwebt sie einher, und wenn sie Kinder am Rande des Kornfeldes sieht, die Mohn- und Kornblumen suchen, dann lockt sie diese immer tiefer in das wogende Meer der Halme. Wehe den Kleinen, die ihr folgen! Bald schlagen die Halme über ihren Köpfen zusammen und sinken nieder mit glühend heißer Stirne und brennenden Wangen. Mütter sind ängstlich bedacht, ihre Kinder an Julitagen (nachmittags) nicht aufs Feld zu schicken, denn die Roggenmuhme sitzt auf der Lauer.

Quelle: „Eine Sammlung von Sagen und Geschichten aus dem Kreis Oranienburg“, entdeckt und aufbereitet von Hans-Dietrich Kruggel, nicht veröffentlicht